



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 14, Nr. 5 May 15, 1961

Köln: Bund-Verlag, May 15, 1961

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 5

Köln, 15. Mai 1961 · 14. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

ÖTV-Jugend in Braunschweig

Foto: Udo Hoffmann



Startgleichheit für alle

Nach dem Grundgesetz steht jedem das Recht der freien Berufswahl zu (Art. 12 GG). Nicht immer kann das Elternhaus den Berufswunsch eines Kindes erfüllen, weil die nötigen Mittel fehlen; oder es fehlt das Elternhaus überhaupt. So muß oft ein Ausbildungsweg eingeschlagen werden, der Fähigkeiten brachliegen läßt, deren Entfaltung sowohl der Allgemeinheit als auch ihrem Träger selbst von Gewinn wären. Um diesem doppelten Verlust vorzubeugen, gestand der Gesetzgeber dem Kind und Jugendlichen bereits nach dem ersten Weltkrieg im Reichsjugendwohlfahrtsgesetz einen Erziehungsanspruch zu. Die neugeschaffenen Jugendämter hatten mit Fürsorgemitteln zu helfen, wo das Elternhaus versagte oder keines vorhanden war. Dazu gesellte sich später die Arbeitsverwaltung, die nach den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes bestimmte Berufsausbildungen finanziell förderte. Auch die gesetzliche Unfallversicherung trug die Kosten einer Berufsausbildung, wenn ein Unfallverletzter seinen bisherigen Beruf aus mit dem Unfall zusammenhängenden Gründen nicht mehr ausüben konnte. In allen Fällen war jedoch ein bestimmter Mangel vonnöten, damit die Behörden tätig wurden.

Dies System, das einem bestimmten sozialen Mangel abhelfen will, ist die Grundlage einer sehr komplizierten Apparatur von Behörden und Vorschriften geworden, die nach dem zweiten Weltkrieg für die Linderung der Kriegsfolgen errichtet wurde. Die Kriegerwaisen, die Kinder der Vertriebenen und Flüchtlinge, diese selbst, entlassene Kriegsgefangene oder Häftlinge aus den Anstalten der DDR oder Lagern in der UdSSR usw., sie alle bedurften gesellschaftlicher Hilfe, um eine Ausbildung zu erhalten. Nach 22 Gesetzen und Verordnungen werden Ausbildungsbeihilfen gezahlt, die in allem, was möglich und denkbar ist, verschieden sind. Die Höhe der Ausbildungsbeihilfe, Alter und Einkommen, bis zu dem sie gewährt wird, die Art der Ausbildung, die gefördert werden darf, die auszahlende Stelle und die Dauer der Hilfe sind in allen Bestimmungen verschieden. Zwei Jugendliche, die gleich alt sind, deren häusliche Verhältnisse die gleichen sind und die denselben Beruf erlernen wollen, erhalten völlig unterschiedliche Beihilfen nach Höhe und Dauer, weil sie der eine aus Fürsorgemitteln, der andere aus dem Lastenausgleich bezieht. Oder einer von beiden kann einen Ausbildungsweg nicht einschlagen, weil die Behörde, die für den Jugendlichen zuständig ist, diesen Beruf nicht fördern darf.

Die meisten dieser Kriegsfolgenhilfen laufen in den nächsten Jahren aus. Deshalb hat der Bundestag die Bundesregierung vor zwei Jahren beauftragt, ein Berufsausbildungsbeihilfengesetz zu entwerfen, „das Anspruch und Leistung regelt und eine Vereinheitlichung des bisherigen Leistungsrechts bringt“.

Im Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung ist dieser Tage ein Entwurf fertiggestellt worden (s. „Sozialer Fortschritt“, Heft 3/61 „Zur bundeseinheitlichen Regelung der Berufsausbildungsbeihilfen“). Da das Problem schon seit langem besteht und von Regierungsseite nichts getan worden war, hatte die Bundesarbeitsgemeinschaft Jugendaufbauwerk (JAW), ein freiwilliger Zusammenschluß von in der Jugendarbeit tätigen Organisationen, bereits vorher einen Entwurf erarbeitet, der Anfang 1960 vorgelegt wurde.

Grundsätzlich sollte jede Ausbildung förderungswürdig sein. Darin stimmen die Vorstellungen des Ministeriums mit denen des JAW überein. Während aber der Bundesarbeitsminister die bisherige aufgesplitterte Verwaltung der Ausbildungsbeihilfen beibehalten will und nur allmählich, mit dem Auslaufen der Beihilfen auf Grund von Kriegsfolgen, eine Vereinheitlichung bei der Arbeitsverwaltung anstrebt, schlägt das JAW hier eine sofortige Zusammenfassung des gesamten Ausbildungsbeihilfenwesens bei einer Behörde vor: Nur das Jugendamt soll entscheiden, wer Ansprüche auf Grund der verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen hat. Sind andere Behörden, etwa das Lastenausgleichsamt, das Versorgungsamt usw. zur Zahlung verpflichtet, so verrechnet das Jugendamt direkt mit diesen Stellen. Dem Jugendlichen soll nämlich nach den Vorstellungen des JAW auf jeden Fall Lebensunterhalt und Ausbildungskosten (der sog. Ausbildungsbedarf) gewährt werden. Decken die Ansprüche des Jugendlichen an andere Behörden diesen gesetzlich festzulegenden aber an die Lage des Einzelfalls anzupassenden Ausbildungsbedarf nicht, so zahlt das Jugendamt die Differenz aus eigenen Mitteln.

Natürlich müssen auch die Eltern oder andere Unterhaltsverpflichtete und der Beihilfeneempfänger selbst aus ihrem Einkommen finanziell zur Ausbildung beisteuern. Aber die Frage ist auch hier, wo die Grenze jeweils zu ziehen ist. Sicher wird darüber noch viel diskutiert werden und beide Entwürfe, sowohl der des Ministeriums als auch der des JAW, dürften noch nicht das letzte Wort dazu gewesen sein.

Kaum diskutabel scheint der Vorschlag des Bundesarbeitsministers, der ein Mehrfaches des Fürsorgerichtsatzes als

Grenze setzen will, von der ab die Eigenleistung einzusetzen hat. Eine Verknüpfung der Frage der Berufsausbildung mit dem Existenzminimum ist aber mit den Anforderungen, die die moderne Industriegesellschaft an die technischen und geistigen Fertigkeiten ihrer Mitglieder stellt, nicht vereinbar. Aber auch die Einkommensgrenze von DM 400 für Eltern ohne weitere unterhaltspflichtige Kinder, wie sie der Entwurf des JAW vorsieht, ist wohl doch keineswegs die wünschenswerte Lösung; auch ein solcher Monatsverdienst würde zu sehr in der Nähe des Existenzminimums liegen.

Ein großer Fortschritt im Beihilfenwesen wäre es jedoch, wenn endlich die Altersgrenzen für den Beginn einer ersten oder weiteren Berufsausbildung, wie es der Ministeriumsentwurf vorsieht, entfallen würde. Jeder Mensch sollte jederzeit die Möglichkeit haben, seinen Anlagen und Neigungen entsprechend, die Berufsausbildung zu vervollständigen. Unsere Gesellschaft als Ganzes kann nur davon profitieren, wenn sie die materiellen Voraussetzungen dafür schafft.

Zwar kann die Studienförderung grundsätzlich im Bundesausbildungsbeihilfengesetz geregelt werden, ihre Durchführung muß jedoch auf Grund der weitgehenden Selbstverwaltung der Universitäten und Hochschulen bei diesen verbleiben.

Vereinheitlichung der Verwaltung und der Voraussetzungen für die Gewährung der Beihilfen, großzügigere Bestimmungen für die Errechnung der Eigenleistung, zureichende Bemessung der Beihilfen und Fortfall der Altersgrenzen für den Beginn der Berufsausbildung: das müssen die Fortschritte sein, die das neue Gesetz bringen sollte. Beide Entwürfe enthalten positiv zu beurteilende Bestimmungen, die in diese Richtung gehen, aber es ist zu hoffen, daß noch zu erwartende Diskussionen um die endgültige Fassung des Gesetzes weitere Verbesserungen erbringen. Leider wird dieser Bundestag nicht mehr die Zeit für die Verabschiedung dieses Gesetzes finden.

Annemarie Zimmermann

Die „große Schule“

Der Bundesjugendausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes wandte sich am Mittwoch auf seiner Tagung in Düsseldorf empört gegen die Verherrlichung des NS-Arbeitsdienstes durch Willy Weyer. Der Vorsitzende der nordrhein-westfälischen FDP äußerte nach Pressemeldungen, der nationalsozialistische „Arbeitsdienst“ sei die „große Schule der jungen Generation“ gewesen und könne – wenn es ihn heute noch gäbe – das „Halbstarkenproblem“ lösen.

Wenn es in den Nachkriegsjahren gewisse Erziehungsschwierigkeiten in der deutschen Jugend gegeben hat, dann sind diese Schwierigkeiten gerade auf jene nationalsozialistischen Einrichtungen zurückzuführen, zu denen auch der „Arbeitsdienst“ gehörte. Es stellt eine Beleidigung der ganzen deutschen Jugend dar, wenn heute ein deutscher Politiker wieder die Einführung einer so totalitären Erziehungseinrichtung fordert, wie der „Arbeitsdienst“ sie seinerzeit war.

Der DGB weist in diesem Zusammenhang auch darauf hin, daß er mit aller Entschiedenheit im Interesse der 6 Millionen Arbeitnehmer in der sowjetischen Besatzungszone gegen die Zwangsarbeitsverpflichtung protestiert hat, die das neue „Arbeitsgesetzbuch“ der Zone ermöglicht. Was nicht nur der DGB, sondern die ganze freie Welt bereits verurteilt hat, sollte niemand der deutschen Jugend in der Bundesrepublik anbieten.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

„Den Spaten über...!“



Zu den Angriffen gegen die IG Metall

Aus der Wochenzeitung „Die Zeit“

Auf der Konferenz des Bezirks Hagen der IG Metall wandte sich der 1. Vorsitzende Otto Brenner gegen die falschen Sensationen, die in letzter Zeit über die IG Metall verbreitet würden. Jene Teile der Presse, die sich an der Kampagne gegen die IG Metall beteiligen, folgten nicht der Logik, sondern gewissen politischen Bedürfnissen. Brenner sagte, man dürfe nicht vergessen, daß wir uns in einem Wahljahr befinden und daß es eine erprobte Methode sei, die Gewerkschaften anzugreifen, während man in Wirklichkeit die politische Opposition meine. Es sei kein Wunder, daß sich die Hauptaufmerksamkeit dabei auf die IG Metall richte, denn sie sei die größte Gewerkschaft und die unbequemste.

Zu den jüngsten Erklärungen des Bundestagsvizepräsidenten Dr. Jaeger über die Notwendigkeit einer Notstandsgesetzgebung meinte Brenner, Jaegers Drohung mit dem Verfassungsbruch zeige, daß die Feinde der Demokratie keineswegs nur auf der Linken zu suchen seien. Die Demokratie könne an der „Bräune“ genauso gut erkranken und dahinsiechen wie am „roten Fieber“.

Über die Äußerung des Eichmann-Verteidigers, Eichmann sei deswegen keine Gefahr für die Menschheit, weil er nach Kriegsende wieder ein friedlicher Bürger geworden sei, sagte Brenner, man könne es sich nicht bieten lassen, daß aus der Flucht der Nazis vor der gerechten Strafe und aus ihrem Untertauchen unter der Maske des Biedermanns jetzt ein Verdienst und ein Gesinnungswandel gemacht werde.

Brenner forderte die CDU/CSU auf, so wie die SPD eine Erklärung abzugeben, daß sie grundsätzlich die volle Unabhängigkeit der Gewerkschaften in Staat und Gesellschaft betone und deshalb eine Schwächung der Gewerkschaften mit ihnen gemeinsam abwehren werde. Die IG Metall maße sich nicht an, die Rolle einer politischen Partei zu spielen. Sie sei einzig und allein daran interessiert, daß ihre gewerkschaftlichen Forderungen von allen demokratischen Parteien unterstützt und im Parlament vertreten würde.

Zu der Einmischung Bundeswirtschaftsminister Erhards in die Tarifverhandlungen der Gewerkschaft ÖTV sagte Brenner, Erhard habe sich gründlich im Ton vergriffen, in dem man mit einer großen Gewerkschaft rede. Er sollte wissen, daß die Aufwertung der D-Mark kein Ersatz für eine aktive Konjunktur- und Tarifpolitik sei. Die Bundesregierung verfolge in der jüngsten Zeit vor allem wahltaktische Ziele, aber Wahlpropaganda sei noch lange keine Wirtschaftspolitik.

Brenner befaßte sich abschließend mit den zukünftigen Aufgaben der IG Metall und forderte die Funktionäre auf, sich für die Stärkung der Organisation und die volle Erfüllung des gewerkschaftlichen Aktionsprogramms einzusetzen, besonders für die Lohnfortzahlung für Arbeiter im Krankheitsfalle, für längeren Urlaub und ausreichendes Urlaubsgeld und für die Sicherung der Mitbestimmung.

17. Juni

Der 17. Juni ist ein nationaler Feiertag mit der Würde eines Gedenktages. Jeder Deutsche sollte daher durch sein Verhalten dem Charakter dieses Feiertages Rechnung tragen.

Der 17. Juni verpflichtet uns immer wieder, unseren Protest gegen die Teilung Deutschlands sowie unseren Willen zur Wiedervereinigung unseres Vaterlandes in Freiheit und Frieden zum Ausdruck zu bringen. Der Deutsche Bundesjugendring appelliert an alle Organisationen und Verbände, durch ihr Verhalten an diesem Tage seiner Bedeutung zu entsprechen und ihn nicht als Gelegenheit zu betrachten, die Öffentlichkeit auf sich aufmerksam machen zu können. Die schwarz-rot-goldene Fahne sollte das einzig sichtbare Symbol bei diesen Veranstaltungen sein.

Der Deutsche Bundesjugendring ruft alle Jugendorganisationen und Jugendgruppen auf, sich nur an Feierstunden zu beteiligen, die am 17. Juni stattfinden. Es entspricht nicht dem Sinn dieses Tages, wenn diese Feierstunden auf den 16. Juni vorverlegt werden. Den Jugendringen wird empfohlen, durch entsprechende Vorschläge auf eine würdige und eindrucksvolle Durchführung der Veranstaltungen Einfluß zu nehmen.

Im Sinne dieses Tages liegt es durchaus, wenn Jugendgruppen ihn nutzen, um eine Fahrt an die Zonengrenze zu machen oder jugendliche Flüchtlinge in die Gruppen oder in die Familien einladen.

Die Teilnahme an solchen Veranstaltungen allein reicht jedoch nicht aus als Ausdruck des Willens nach Wiedervereinigung und als Protest gegen die totalitäre Herrschaft in der Zone. Diese Einstellung sollte durch das ständige Verhalten jedes einzelnen dokumentiert werden. Den Jugendgruppen wird empfohlen, die Problematik der Teilung Deutschlands, ihre Ursache und die Entwicklung in ihrer Arbeit zu behandeln.



Napoleon, setzen!

Das Alter ehren!

Der Jugend sagt man, daß sie das Alter ehren soll. Das ist richtig und gut. Und der Jugend, die sich so verhält, wird in der Regel bescheinigt, daß sie gut erzogen ist.

Nun wurde vor ein paar Wochen in einem deutschen Nachrichtenmagazin die Meldung gebracht, daß ein sehr hochgestellter Herr der Bundesrepublik einen achtzigjährigen Mann „einen alten Trottel“ nannte, „der die Tränen nicht halten und nachts nicht schlafen kann, wenn er an Hiroshima denkt“. Der Mann, der so titulierte wurde, ist eine Zierde der deutschen Wissenschaft, er ist Nobelpreisträger und Präsident der 1949 neugegründeten Max-Planck-Gesellschaft. 1938 gelang Professor Otto Hahn, das ist der als Trottel bezeichnete Mann, zusammen mit Professor Fritz Strahmann die erste Spaltung des Urans, wodurch Grundlagen zur Atomenergiewirtschaft gegeben wurden. Aus der Kenntnis der grauenhaften Gefahren des Atoms, wenn es zu Kriegszwecken gebraucht wird, hat bekanntlich Professor Hahn mit anderen deutschen Atomforschern eine Erklärung abgegeben, in der die atomare Ausrüstung der Bundeswehr abgelehnt wird. Viele Atomforscher aus fast allen Ländern der Erde schlossen sich dieser Erklärung an.

Wir haben in der Bundesrepublik manche Beispiele des Rufmords erlebt, aber daß jemand als Trottel bezeichnet wird, weil er nicht schlafen kann, wenn er an Hiroshima und Nagasaki denkt, stellt wohl alles bereits Geschehene in den Schatten.

Hier wurde die Menschenwürde in gefährlicher und gemeiner Weise verletzt.

War es selbst ein Trottel, war es ein Geisteschwacher, war es ein Betrunkenener, der sich die Beschimpfung erlaubte? Nein, es war ein sehr hochgestellter Herr, der im Umgang mit Menschen gewiß nicht pingelig ist, der sich erlaubt, Kriegsdienstverweigerer als Feiglinge zu bezeichnen, der an erster Stelle die Hetze gegen die Emigranten begann, dem Hunderttausende von jungen Menschen als Soldaten unterstellt sind, die man gelehrt hat, daß sie das Alter ehren sollen. Es ist unser Verteidigungsminister.

Würde ein junger Mensch das gesagt haben, so würde man ihn als Flegel bezeichnen. Würde es in einer Gesellschaft gesagt, so müßte jeder anständige Mensch die Gesellschaft verlassen; würde ein Arbeitnehmer das von seinem alten Arbeitgeber sagen, er würde wohl zu Recht entlassen. Und es gäbe kaum ein Arbeitsgericht, das ihn schützen könnte.

Aber der Herr ist Verteidigungsminister. Er hat die Meldung des Nachrichtenmagazins nicht widerrufen. Also stimmt es. Wird er von seinem Chef, wird er vom Parlament, wird er von der Öffentlichkeit wenigstens eine Rüge bekommen? Nichts dergleichen. Er bleibt, was er war.

Soll so etwa der kommende Stil unserer Demokratie sein? Wenn ja, so befürchte ich, treiben wir fast automatisch in den Abgrund, dem wir 1945 noch einmal entkamen.

Hans Dohrenbusch



5. Jugendtag der Gewerkschaft Textil-Bekleidung



Wir arbeiten für eine bessere Zukunft!

Viele Gäste aus dem öffentlichen Leben waren neben den 61 Delegierten der Jugend zum 5. Jugendtag der Gewerkschaft Textil-Bekleidung nach Wuppertal gekommen, um ihre Sympathie zu dieser Jugend zu bekunden, von den eigenen Erfahrungen zu berichten und an den Beratungen teilzunehmen. Besonders wurde von der Jugend der jüngste Arbeitsminister der Bundesrepublik, Konrad Grundmann aus Nordrhein-Westfalen, begrüßt, der aus der Gewerkschaftsbewegung kommt und sich eindringlich für die vollen Rechte der Jugendvertreter in den Betrieben einsetzte. Das Bundesministerium hatte einen Vertreter entsandt, die Stadtverwaltung war vertreten und der Hauptvorstand, der vollzählig anwesend war, hatte auch noch sämtliche Bezirksleiter eingeladen.

Im Rahmen dieser vielen Gäste mußten sich die jungen Delegierten bewähren. Sie waren alle unter 21 Jahren, darunter viele junge Kolleginnen, was erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß von den 66000 jungen Mitgliedern dieser Gewerkschaft 47000 Mädchen sind.

Liesel Kipp-Kaule vom Vorstand und für die Abteilung Jugend verantwortlich ergänzte den schriftlich vorliegenden Geschäftsbericht, aus dem hervorging, daß gerade in der Textil- und

Bekleidungsindustrie auch die Fluktuation der jungen Beschäftigten besonders groß ist, was natürlich auch eine stetige Jugendarbeit beeinträchtigt. Immerhin wurde eine vorbildliche Bildungsarbeit geleistet und in den Arbeitskämpfen standen die jungen Mitglieder Seite an Seite mit den älteren.

Angesichts der Jugend der Delegierten war es erklärlich, daß die Diskussion über den Geschäftsbericht nicht so recht in Gang kam. Immerhin waren es fünf, die schließlich das Wort nahmen. Einige noch unbeholfen, andere schon besser, und einer, der mit Empörung und sehr viel Sachkenntnis Stellung nahm zum Inhalt eines Leitartikels, in dem die Jugend angegriffen wurde. Später, bei der Beratung der Anträge und Entschließungen, wurde die Diskussion erfreulich lebendig. Und hier wurde auch offenbar, was die älteren Jugendfunktionäre an gewerkschaftlicher und politischer Bewußtseinsbildung geleistet hatten. So war es auch nicht verwunderlich, daß ein Antrag fast einstimmig angenommen wurde, das Alter der Delegierten bei kommenden Jugendtagen wieder heraufzusetzen.

Eine lange Diskussion gab es über den Passus im neuen Jugendarbeitsschutzgesetz, der die Akkord- und Fließbandarbeit für Jugendliche





Musik eines Jugendorchesters zur Eröffnung

verbietet. Gerade in der Textil- und Bekleidungsindustrie arbeiten viele Jugendliche im Akkord und am Fließband. Hier ist noch viel Aufklärungsarbeit bei Jugendlichen und ihren Eltern nötig, um sie zu überzeugen, daß die Gesundheit des jungen Menschen den Vorrang haben muß. In der Diskussion wurde gefordert, daß die Gewerbeaufsichtsbehörden bei ihren Kontrollen der Betriebe Jugendvertreter mithinzuziehen sollen, die sie auf Vergehen gegen die gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam machen sollen. Den Jugendvertretern sollen die gleichen Rechte und Pflichten eingeräumt werden wie den Betriebsräten. Dazu gehört auch der Kündigungsschutz.

Besonders lebhaft ging es bei der Beratung eines Antrages zu, der den Vorstand der Gewerkschaft auffordert, entschiedenen Protest gegen Notstands- und Notdienstgesetze einzulegen. Der Vorstand soll ferner alle Bestrebungen unterstützen, die zu einer kontrollierten Abrüstung in Ost und West führen. Eine Solidaritätsadresse wurde an die Menschen der Ostzone gerichtet. Entschieden wurde eine Verlängerung der Lehrzeit abgelehnt und das 9. und 10. Schuljahr gefordert.

Der Soziologe Dr. Rudolf Tartler hielt einen Vortrag über „Jugend und Demokratie“, in



Arbeitsminister Konrad Grundmann

dem er die Unüberschaubarkeit der modernen Industriegesellschaft schilderte, die es in ihrer Entwicklung zur Anonymität gerade dem jungen Menschen so sehr schwer mache, die Gesellschaft und ihre wirklichen Triebkräfte zu erkennen und sich zu informieren. Das gilt aber auch in etwa für den Vortrag selbst, der mit vielen Fremdwörtern gespickt war und wohl teilweise über das Begriffsvermögen der jungen Delegierten hinausging.

Faßt man das Ergebnis des Jugendtages zusammen, so gewinnt man das Bild einer lebendigen Jugend, die ihre Umwelt beobachtet, politisch interessiert ist, ihre Rechte mit Dringlichkeit vertritt und ihre Pflichten erfüllt. Sie weiß, daß sie ohne Schlagworte auskommen muß und geistige Arbeit an sich selbst bitter notwendig ist. Denn nur so kann sie in die Aufgaben hineinwachsen, die ihr, wenn sie älter geworden, bevorstehen. Am Schluß sangen die jungen Delegierten mit Kenneth Spencer, der als lieber Gast stürmisch begrüßt wurde, das Lied der weltweiten Solidarität, die immer und heute das ethische Fundament der jungen und älteren Gewerkschafter ist.

Hadobu

Kenneth Spencer mit Liesel Kipp-Kaule und Werner Bock



JUNGENS

Recklinghausen, die Stadt der Ruhrfestspiele, wird in der Zeit vom 24. Juni bis 8. Juli 1961 junge Menschen zu Gast haben, die aus vielen Orten der Bundesrepublik zusammenkommen, um an den „Kulturtagen der Gewerkschaftsjugend“ teilzunehmen.

In einem fünfzehntägigen Veranstaltungsprogramm wollen junge Arbeitnehmer aus verschiedenen Berufen und Wirtschaftszweigen – Arbeiter, Angestellte und Beamte – Formen, Inhalte und Methoden ihrer kulturellen Jugendarbeit zur Diskussion stellen. Die Bedeutung dieses „Jungen Forums“ liegt nicht in der Darbietung hoher künstlerischer Leistungen – dies ist und bleibt das Bemühen der Ruhrfestspiele – sie liegt vor allem in der Aufgabe, den jungen Arbeitnehmern das klärende, kritische Gespräch zu ermöglichen. Ein Gespräch, das sich nicht davor scheut, Wunden bloßzulegen, das aber auch das Rettende und Heilende sucht.

Frei sein in der Freizeit

Im Mittelpunkt der Erörterungen wird in diesem Jahr die Frage stehen: Werden wir das Problem der Freizeit meistern können? Die Jugend im Deutschen Gewerkschaftsbund stellt sich diese Frage, weil sie in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Arbeitswelt steht, mit deren Problemen sich zu befassen sie als ihre besondere Aufgabe betrachtet.

Für die junge Arbeitnehmerschaft, die die Unfreiheit der Arbeit aus eigenem Erleben mehr oder weniger als Zwang erfährt, besteht das Problem vor allem darin, daß die Freizeit als

Tummelplatz einer falsch verstandenen Freiheit aufgefaßt werden kann, für deren einziges Merkmal das Fehlen jenes Zwanges gehalten wird.

Eine so verstandene Freizeit läuft Gefahr, von den anonymen Freizeitmächten in einen Zwang anderer Art verwandelt zu werden, dem sich der einzelne junge Mensch nur schwer bestimmter Verhaltensweisen, die durch die Arbeitswelt geprägt und in ihr gefordert werden, entspricht geradezu dem massierten Angebot der „Kulturgüterindustrie“ und führt dazu, diesem Zwang zu erliegen.

So kann auch in der Freizeit aus dem selbständig handelnden Menschen sehr leicht ein Gefangener werden, der sich die Entscheidung abnehmen läßt. Ein Gefangener aber kann nicht dadurch befreit werden, daß man ihm seine Gefangenschaft so angenehm wie möglich macht!

„Junges Forum 61“ stellt nun den Versuch dar, Mittel und Wege zur Bewältigung dieses Problems der Freizeit zu suchen. Die Jugend besinnt sich dabei auf eigene, ihr gemäße Mittel, die – wie sie glaubt – wenigstens die Chance von Lösungen erkennen lassen. Sie bleibt sich dabei des improvisatorischen Charakters ihrer Bemühungen bewußt, nimmt jedoch diese Unsicherheit auf sich, weil sie fest davon überzeugt ist, daß jeder Versuch einer totalen Lösung des Freizeitproblems jegliche Chance zur Lösung des Problems überhaupt zunichte machen muß.

Die Gewerkschaftsjugend sieht die Lösungschance nicht in dem Widerstand des einzelnen, der den bedrängenden Mächten doch er-

liegen muß. Sie weiß vielmehr, daß der Widerstand nur wachsen kann in der Verbundenheit der kleinen Gruppe, die eingebettet ist in einer alles umgreifenden Solidarität. Durch praktisches Handeln in der kleinen Gruppe, in der jeder einzelne die Verantwortung für das Gelingen des Ganzen mitzutragen bereit sein muß, könnte so – Schritt für Schritt – der Weg in das Feld der Freizeit beschritten werden. Die Kulturtage vermitteln daher zugleich einen Überblick über die vielfältigen Bemühungen der Gruppen der Gewerkschaftsjugend, die sie in dieser Richtung unternehmen. Entsprechend den verschiedenen Arten und Neigungen der Gruppen bietet so das Programm der Kulturtage äußerlich eine Vielfalt von Veranstaltungen, die aber alle auf den Kern des Problems zielen.

Theater, Laienspiel, Kabarett: Auseinandersetzungen mit dem Geistigen

Den Auftakt der Kulturtage bildet eine Festaufführung von Schillers „Wallenstein“, zu der Heinz-Winfried Sabais über die historisch-politische Bedeutung Wallensteins sprechen wird.

Die Gegenüberstellung der Jugend mit diesem wohl bedeutendsten historisch-politischen Bühnenstück des deutschen Theaters ist bewußt in das Programm der Kulturtage aufgenommen worden. Die Begegnung mit dem Kunstwerk, mit dem Theater, ist eine Herausforderung zur Auseinandersetzung mit dem Geistigen, ohne die auch der junge Arbeitnehmer die Freiheit nicht gewinnen kann.

Daß diese Auseinandersetzung – wenn auch in weniger anspruchsvoller Form – in den Gruppen ihren gebührenden Platz einnimmt, geht aus den Veranstaltungen der Laienspiel- und Kabarettgruppen hervor.

Die Laienspielgruppen treffen sich in Recklinghausen zu einer ganztägigen Veranstaltung. Auf einem Laienspielschar-Treffen gelangen unter anderen Spielen zur Aufführung: „Das Abgründige in Herrn Gerstenberg“ von Axel von Ambesser, „Ein Inspektor kommt“ von John Boynton Priestley und „Reportage des Todes“ von Rudolf Mirbt. Nach der Aufführung der Spiele schließt sich jeweils eine Diskussion an. Die Leitung der Diskussion wird Rudolf Mirbt übernehmen.

Kabarettgruppen aus Berlin, Bremen und Hamburg begeben sich auf die Bretter des politischen Kabarets. Unter Leitung von Konrad Hammer und Horst Braun bestreiten sie gemeinsam ein literarisch-satirisches Programm.

Einmalige Konzerte

Wie das Theater, so zeigen auch die Konzerte eine Trennung in solche mit Laiencharakter und solche mit hohem künstlerischen Anspruch.

Der Norddeutsche Rundfunk wird mit einem Workshop-Jazzkonzert in Recklinghausen zu Gast sein, das unter Leitung von Hans Gerberg stehen wird. Das Besondere und Einmalige an diesem Workshop (Werkstatt) besteht darin, daß sich bekannte Jazz-Musiker



FORUM 61

aus Europa und Nordamerika nach vorherigen gemeinsamen Proben zu einem Konzert zusammenfinden, wozu sie sonst kaum Gelegenheit haben dürften.

Ein zweites Konzert mit dem Westfälischen Symphonieorchester, das zur Zeit einen hohen Leistungsstand erreicht hat, wird unter Leitung des jungen Dirigenten Alois Betz durchgeführt, der, aus der Gewerkschaftsjugend hervorgegangen, noch heute in ihr tätig ist. Zur Aufführung gelangt Musik aus Beethovens „Egmont“, der Textstellen aus Goethes „Egmont“ gegenübergestellt werden, die von jungen Schauspielern des Ensembles der „Ruhrfestspiele“ gesprochen werden.

Ein drittes Konzert wird von gewerkschaftlichen Jugendorchestern aufgeführt, an denen sich Akkordeon-, Gitarren- und Mandolinenorchester sowie gemischte Orchester aus der Bundesrepublik beteiligen. Die Leitung liegt in Händen von Walter Liebe.

Den Abschluß der Konzerte werden die Chöre der Gewerkschaftsjugend bilden, an dem sich mehr als zweihundert Sängerinnen und Sänger aus sechs Chören beteiligen werden. Das Programm, das unter Leitung von Josef Scholtes steht, gibt einen Einblick in den derzeitigen Stand der Chorarbeit.

Sport und Tanz

Neben dem Volkstanz, der Volkstanzgruppen der Gewerkschaftsjugend zu einem Treffen nach Recklinghausen führen wird, hat auch der moderne Gesellschaftstanz seinen Platz

im Programm der „Kulturtag“. Leo Kowalski wird mit seinem Orchester zum Tanz aufspielen. Die Leitung des Tanzabends haben Gerd und Wally Kaechele.

Eine Sportveranstaltung, die in Zusammenarbeit mit dem Landessportbund Nordrhein-Westfalen durchgeführt werden soll, hat die Aufgabe, die Bedeutung des „Goldenen Plans“ stärker in das Blickfeld der Öffentlichkeit zu rücken.

Jugend und technische Mittler

Die Auseinandersetzung mit dem Problem der Freizeit kann an der Wirksamkeit von Film, Fernsehen und Rundfunk nicht vorübergehen. Hier gilt es, die Gefahr des Verlustes der Eigenständigkeit, aber auch der Schablonierung der Meinungen zu begegnen.

Der Norddeutsche Rundfunk wird mit einem „Abend für junge Hörer“ in Recklinghausen zu Gast sein, der sich unter Leitung von Wolfgang Jäger mit dem Thema: „Wofür sind wir eigentlich?“ befassen wird. Namhafte Künstler und vor allem die Jugend wird an dieser Sendung beteiligt sein.

Die Film-Diskussion, die sich mit der Frage „Warum wird im Film eigentlich nicht gearbeitet?“ befassen wird, soll sich mit der Darstellung der Arbeit und der Arbeitswelt im Film beschäftigen. An der Diskussion, deren Leitung Dr. Hannes Schmidt übernommen hat, werden sich Filmkritiker, Schauspieler, Regisseure und Produzenten beteiligen. Zur Illustration des Themas werden entsprechende Beispiele aus einigen Filmen vorgeführt.

Das Freizeitproblem ist nicht nur für die hochentwickelten Länder von wichtiger Bedeutung. Die Lösung dieses Problems ist auch für die Entwicklungsländer von größter Wichtigkeit. Sollen die Menschen dieser Länder vor einer Ausbeutung neuer Art verschont bleiben, so gilt es, in solidarischer Verbundenheit das Freizeitproblem zu lösen, bevor es zu schädigenden Auswirkungen kommt.

Das „Junge Forum“ gibt darum Forschern, Schriftstellern und Gelehrten die Gelegenheit, über Afrika, seine Menschen und seine Kultur zu sprechen. Die in drei Abendveranstaltungen aufgeteilte Vortragsfolge beginnt mit einem Vortrag von Dr. Herbert Kaufmann über das Thema: „Afrika, wie es war und wie es ist“, der durch Lichtbilder ergänzt wird. Am zweiten Abend wird Janheinz Jahn über neoafrikanische Lyrik sprechen und Beispiele aus mehreren Ländern Afrikas vortragen. Professor Marius Schneider wird sich am dritten Abend mit neoafrikanischer Musik befassen und Beispiele aus afrikanischen Ländern vortragen und erläutern.

Forum der Jugend: „Alleingelassen mit der Freiheit“

Den Abschluß und zugleich den Höhepunkt der Kulturtag wird das zweitägige „Forum der Gewerkschaftsjugend“ bilden, das sich mit dem Problem der Freiheit des jungen Menschen in unserer Zeit befassen wird. Das Gespräch geht von der Voraussetzung aus, daß sich der junge Mensch selbst dann, wenn er die Freizeit im Sinne wirklicher Freiheit bewäl-

tigt zu haben glaubt, vor schwierige Entscheidungen gestellt sieht, die verantwortliches Handeln erforderlich machen.

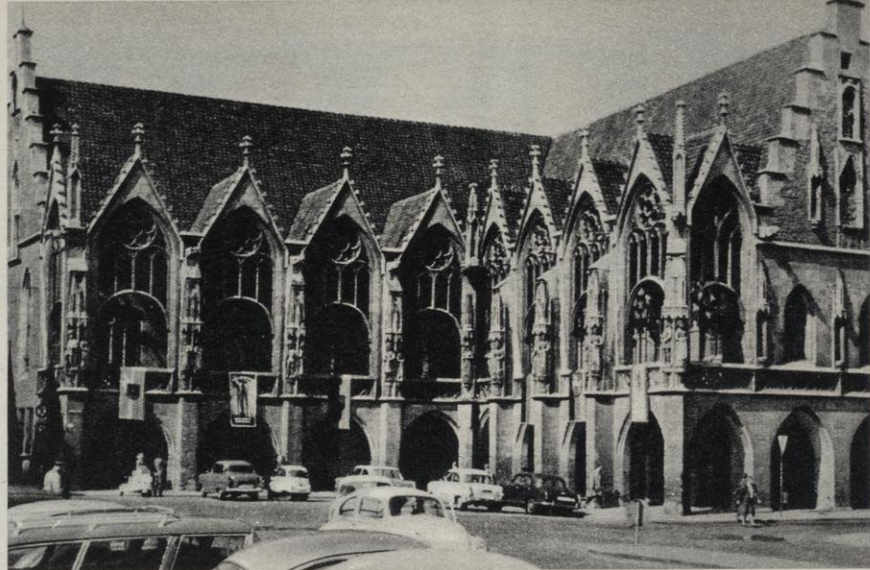
Das Thema des Gespräches lautet: „Alleingelassen mit der Freiheit“. Es ist unterteilt in drei Untertitel: „Vor der Vielzahl der Gruppen“, „Vor den Forderungen des Staates“ und „Vor dem Angebot der Leitbilder“.

Die Leitung des Gespräches hat Rüdiger Proske übernommen. Die einführenden Kurzreferate werden von Dr. Klaus von Dohnanyi, Dr. Harry Pross und Heinz-Winfried Sabais gehalten. Als Gesprächspartner sind unter anderem Roland H. Wiegenstein, Ernst Schnabel, Eva Mützel, Dr. Jochen Margull und Edmund Duda vorgesehen. An der Diskussion werden sich außerdem verantwortliche Jugendleiter der Gewerkschaftsjugend und anderer Jugendverbände des Deutschen Bundesjugendringes beteiligen.

Die Jugend im Deutschen Gewerkschaftsbund glaubt, mit diesem Programm der „Kulturtag“ einen Beitrag zu den Ruhrfestspielen zu leisten, der – wenn auch in bescheidenem Maße – die Bemühungen der Jugend in der Auseinandersetzung mit den Problemen der modernen Industriegesellschaft kennzeichnet. „Junges Forum 61“ bejaht damit den Anspruch der Ruhrfestspiele, ein Fest und ein Zeichen zu sein.

Horst Friese





Der 5. Jugendkonferenz der Gewerkschaft ÖTV, zu der 125 Delegierte nach Braunschweig gekommen waren, ging ein Vortrag des Bundestagsabgeordneten Peter Nellen voraus, dessen Inhalt sich auf die folgende Arbeitstagung und den Tag des Rückblicks auf die geleistete Arbeit und die Erarbeitung der Richtlinien für kommende Arbeit segensreich auswirkte. Nellen's Vortrag war ein einziger Appell an die jungen Menschen, es mit der Demokratie ernstzunehmen. Was sich heute in unserem politischen Leben als demokratischer Stil proklamiere, sei vielfach kein gutes Bild. Er erblicke im „Regierungsstil“ viele Gefahren zu einer autoritären Entwicklung, die mit der im Grundgesetz garantierten Menschenwürde oft nicht in Einklang zu bringen sei. Er skizzierte die Möglichkeiten, die dem Staatsbürger in einem sozialen Rechtsstaat offenstehen, an den Grundrechten, die mit Zähnen und Klauen

zu verteidigen seien. Politik im besten Sinn des Wortes sei Sorge für das Gemeinwohl. Aber nur allzuoft würde in unserem Staat Gemeinwohl mit Eigeninteressen verwechselt. Nellen wandte sich gegen die Emigrantenhetze und gegen die Bestrebungen, auf kaltem Wege die Grundrechte unseres Staates abzubauen. Begeistert folgte die Jugend seinen Ausführungen, wußte sie doch, daß hier ein noch junger Politiker zu ihnen sprach, der mehr als einmal bewiesen hat, daß Demokratie für ihn nicht nur ein Lippenbekenntnis ist.

In fünf Arbeitsgemeinschaften, an denen sich sämtliche Delegierte beteiligten, wurden die Probleme der Öffentlichkeitsarbeit, der Bildung, des Berufes, der Demokratie und der Entwicklungshilfe diskutiert und die Arbeitsergebnisse in Entschlüssen niederge-

legt, die dann vom Forum des Jugendtages angenommen wurden.

Viele Gäste waren am anderen Tag anwesend, um die jungen Delegierten zu begrüßen und der Konferenz guten Erfolg zu wünschen. Allen voran die Oberbürgermeisterin der alten Stadt Braunschweig, die selbst in der Arbeit für das Gemeinwohl ergraut, das Schicksal der Stadt im zweiten Weltkrieg schilderte, aber auch mit Stolz darauf hinweisen konnte, was an Wiederaufbauarbeit – ganz besonders für die jungen Menschen – geleistet wurde.

Die Diskussion, die nach der einstimmigen Wiederwahl des bisherigen Jugendsekretärs Max Jäger und der Wahl des Bundesjugendausschusses – in den leider keine Kollegin gewählt wurde – stattfand, zeichnete sich aus durch demokratische Härte, verbunden mit Tole-

ranz gegenüber dem Andersdenkenden. Kaum ein Antrag, der ohne Diskussion abgetan wurde. Wo Unentschiedenheit fehlte, da wurde sie noch in den Antrag hineingebracht, wo Schlagworte und Ungenauigkeiten waren, wurden sie berichtigt. Hier wurde deutlich, wie sehr die Jugend der ÖTV demokratisch geschult ist. Für sie besteht kaum die Gefahr, daß sie politischen Schaumschlägern auf den Leim geht. Aus den Anträgen wurde ersichtlich, was die Jugend noch von unserem Staat zu verlangen hat. Klar, daß im neuen Jugendarbeitschutzgesetz noch wesentliche Verbesserungen zu fordern und durchzusetzen sind; klar, daß die Jugend sich für das neunte und zehnte Schuljahr einsetze; klar, daß sie den Vorstand ihrer Gewerkschaft aufforderte, sich dafür einzusetzen, daß den Personal- und Betriebsjugendvertretern Kündigungsschutz gewährt wird und darüber hinaus die gesetzlich verankerte Teilnahme an den Sitzungen der Personal- und Betriebsräte sicherstellt. Klar auch, daß Kritik geübt wurde am Verhalten mancher Betriebs- und Personalräte.

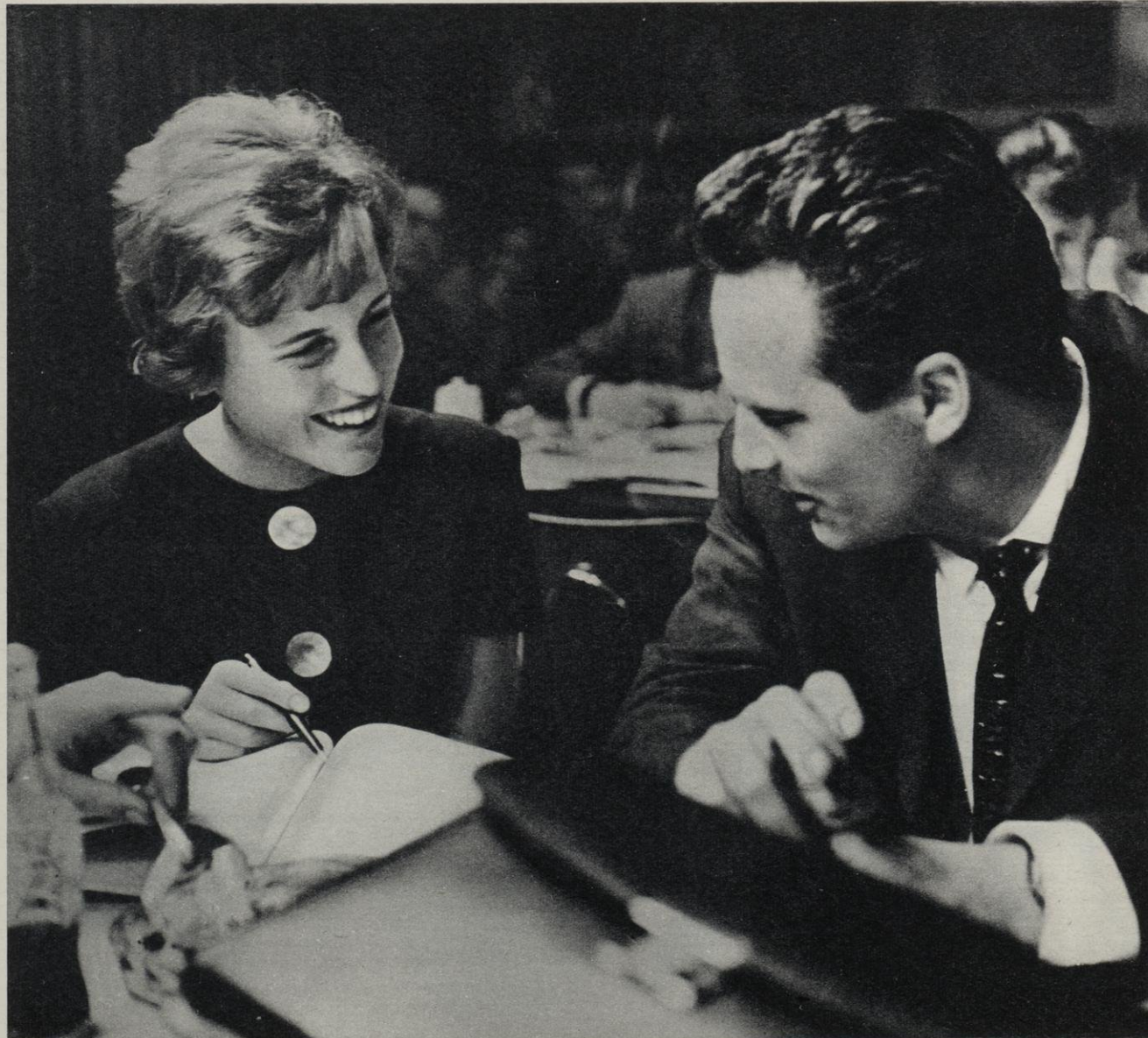
An Mut zur Kritik an der eigenen Organisation fehlte es nicht. Und das ist gut so. Mut zur Kritik sollte den Demokraten besonders auszeichnen. So stellte die Jugend die Forderung an den DGB-Vorstand, sich beim IBFG dafür einzusetzen, daß Kontakte mit Polen und Jugoslawien endlich zugelassen werden. Hier zeigte sich, daß die Delegierten die Auseinandersetzungen mit Kommunisten nicht scheuen und wohl zwischen den einzelnen kommunistischen Staaten differenzieren können. Ein Antrag enthält die Bitte an den DGB, noch einmal zu überprüfen, ob nicht doch eine ausgewählte gewerkschaftliche Jugenddelegation zu Kontakten mit betrieblichen Jugendausschüssen nach Mitteldeutschland entsandt werden kann, die Möglichkeiten zu Gesprächen prüfen soll. Der Antrag wurde an den Gewerkschaftstag der ÖTV und den Bundesjugendausschuß des DGB überwiesen. Notstands- und Notdienstgesetze wurden abgelehnt. Es war auch selbstverständlich, daß die Jugend ihre warnende Stimme gegen das Atomrüsten erhob. Ein Antrag für ein Treffen aller jugendlichen Atomrüstungsgegner wurde mit 62 gegen 36 Stimmen, bei zwei Enthaltungen, abgelehnt. Fast eine Stunde wurde über diesen Antrag diskutiert.

Es fehlt hier der Raum, um über weitere Anträge zu berichten. Klar wurde jedenfalls, daß diese Jugend Gründe und Gegengründe abwägen kann, daß sie fair diskutiert und ohne Diffamierungen auskommt. Es war ein vorbildliches Parlament von jungen Menschen. Und man konnte den Wunsch haben, daß es so fair in den größeren politischen Gremien der Bundesrepublik zugehen möge. Für unseren demokratischen Staat wäre es eine wesentliche Stärkung.

Der großen Gewerkschaft ÖTV aber kann man zu dieser Jugend von Herzen gratulieren.

Hadobu

Fotos: Udo Hoffmann





Braunschweigs Oberbürgermeisterin

Krankenschwestern mit ihrer Oberin auf der Jugendkonferenz



Peter Nellen



Tanzgruppe der Jugend der ÖTV Braunschweig



Grotesktanz

Sie brachten Songs aus der amerikanischen Arbeitswelt



Schwarz und Weiß in Südafrika

Weißer Herren – farbige Knechte
Schöne Südafrikanische Union:
 ein Land mit Zukunft
 Zusammenarbeit muß die Parole heißen

Kein Land der Welt steht so im Brennpunkt der Diskussionen, Angriffe, beschwörenden Ermahnungen wie die Südafrikanische Union. Drei Millionen Europäer leben hier: Buren, Engländer und 300000 Deutsche. Die große Mehrheit der Bewohner aber wird von den 9,6 Millionen Bantu und 1,7 Millionen Mischlingen und Indern gebildet.

Am 31. Mai wird die Union von Südafrika eine Republik. Bisher machte man sich die Sache höchst einfach: die Weißen waren die Herren – die Farbigen die Knechte. Kein Zweifel, daß sich diese Situation grundlegend ändern wird.

Das schwarze Afrika fordert seine demokratischen Rechte. Über die besonderen Probleme in diesem Land berichtet unser Sonderberichterstatter Oscar Peter Brandt.

Dort liegt die bedeutendste Goldstadt der Welt – Johannesburg! Die charmante Stewardess der KLM gibt es nach dem 18stündigen Flug über Bordmikrofon bekannt.

Ich sehe ein Gewirr von weißen Wolkenkratzern und Appartementshäusern. Auf einigen Dächern liegen in 100 Meter Höhe Dachgärten und Schwimmbäder. Fast bis an die Stadtgrenze heran ziehen sich die weißen Hügel, die Wahrzeichen der Goldstadt. Es sind Rückstände des goldhaltigen Erzgesteins.

„Nun stehen Sie auf Gold“, sagen südafrikanische Freunde stolz nach der Landung auf dem modernen Jan-Smuts-Flugplatz. „Es ruht 2000 Meter unter uns.“ Gleich darauf trete ich zum erstenmal in das südafrikanische Fettöpfchen. Es sollte mir noch oft genug passieren. Mit Handschlag und freundschaftlichem Auf-die-Schulter-Klopfen verabschiedete ich mich von einem jungen amerikanischen Negerprofessor, der in Afrika soziologische Studien betreibt. Wir hatten in Kano (Nigeria) in dem

gleichen Hotel gewohnt und uns während des Fluges prächtig unterhalten. Gerade wollte ich diesen intelligenten jungen Mann meinen südafrikanischen Freunden vorstellen, als ich in deren erstarrte Gesichter sah. „Wir pflegen nicht den geringsten Kontakt mit der schwarzen Rasse“, sagten sie frostig.

Die Jagd nach Gold

Johannesburg ist die Stadt der Manager und Geschäftsleute. Die Goldstadt hat das gleiche hektische Leben wie New York oder Frankfurt. Montags morgens beginnt die Jagd nach dem Geld – sie endet am Freitagnachmittag um 17 Uhr. Jeder ist bestrebt, soviel wie möglich davon zu erjagen. Der Materialismus hat auch vor den Toren Südafrikas nicht haltgemacht. Ich fuhr in ein Goldbergwerk ein – 2000 Meter tief. Im ersten Streb steckte sich der Ingenieur seelenruhig eine Zigarette an. Ich erlaubte, der Goldbergmann lachte. „Rauchen Sie bitte auch eine – der Goldbergbau kennt keine schlagenden Wetter.“

Comet Foto

Die jungen, großen und kräftigen Neger haben die schweren Bohrhämmer an die Schulter gepreßt. Ihre Arbeit ist sehr hart. Sie werden aber, wie ich mich in den Lagern überzeugen konnte, sehr gut gepflegt. Aber ihre Bezahlung ist schäbig.

Nur sechs Gramm Feingold werden aus einer Tonne Golderz gewonnen – 65 Millionen Tonnen Erzgestein also müssen gefördert werden, um die Jahresproduktion von 390000 Kilogramm Gold zu erzielen. Zwei Milliarden DM ist ihr Wert. Südafrika fördert 57 v. H. der Goldproduktion der Welt. An der Station „Endprodukt“ halte ich einen Goldbarren in den Händen. Eineinhalb Pfund schwer ist er, und ich könnte ihn mühelos in die Aktentasche stecken. Leider muß ich ihn wieder abgeben. „So reich, daß wir jedem Besucher einen Goldbarren schenken könnten, sind wir leider nicht“, wird mir bedauernd gesagt.

Ein reiches und schönes Land

1,2 Millionen Quadratkilometer umfaßt Südafrika. Die Union ist nicht nur auf dem besten

Weg, einer der kommenden Giganten unter den Industrieländern der Erde zu werden, sie hat auch viele Naturschätze. Reich und schön, farbig und vielgestaltig ist das Land. Außerordentlich gastfreundlich dazu sind die Südafrikaner. Die Hotels sind erstklassig – die Küche ausgezeichnet –, die südafrikanischen Frauen zumeist groß und schlank, eine Augenweide.

Vom Gesamtvolumen der Wirtschaft mit 18 Milliarden DM entfallen 23 v.H. auf die Industrie, 16,9 v.H. auf die Landwirtschaft und 11,8 v.H. auf den Bergbau. Das „Wirtschaftswunder“ Südafrikas nennt man den steilen Anstieg der industriellen Entwicklung. Die Zahl der Beschäftigten stieg in den letzten Jahren von 200000 auf 1000000 – also um 500 v.H.

Am Südzipfel Afrikas

Die Goldstadt liegt hinter mir. Reisen kann man in Südafrika hervorragend. Die Union hat mit 20000 Kilometer Schienenlänge das beste Eisenbahn- und, mit ihren guten Autobahnen das beste Straßennetz auf dem afrikanischen Kontinent. Die Südafrikanische Luftfahrtgesellschaft baute einen Rundflugdienst zu allen Städten aus. Nach Windhuk und Kapstadt fliege ich in vier Stunden – bis Durban sind es gar nur 100 Minuten.

Der Garten Eden ist der südwestliche Teil der Kapprovinz. Weintrauben und Aprikosen, Pfirsiche und Ananas, Birnen und Äpfel gedeihen so üppig, daß für 300 Millionen DM Obst und Wein ausgeführt werden können.

Der Tafelberg ist in Sonnenschein gebadet, schneeweiß ist die Gischt der Wogen. Wir stehen am Cape-Point, direkt dem Kap der Guten Hoffnung gegenüber. Unter uns fließen der Indische und der Atlantische Ozean zusammen. Es ist ein stolzes Gefühl, zum ersten Male am Kap zu stehen.

Der Lebensstandard der weißen Südafrikaner ist hoch. Die Facharbeiter, Angestellten und Beamten verdienen zwischen 1200 und 2000 DM im Monat. Selbstverständlich fahren sie ihren eigenen Wagen, und die meisten von ihnen haben sich in der Weite des Landes das eigene Haus gebaut.

Alle Farbigen haben keine Rechte

Fünf Siebentel des Territoriums der Südafrikanischen Union befinden sich in den Händen der drei Millionen Europäer – auf die 200 Reservate der Bantu entfallen nur 15 v.H. der Landfläche. Alle Goldbergwerke und Diamantenminen, alle Kohlenfelder, die Industrie und der Hauptteil der Land- und Viehwirtschaft befinden sich in den Händen des weißen Mannes. Sein Anteil am Volkseinkommen beträgt drei Fünftel – in den verbleibenden Rest müssen sich zwölf Millionen Bantu und Farbige teilen. Hinzu kommt: Alle Farbigen haben nicht die geringsten Rechte. Sie dürfen weder wählen noch streiken. Sie dürfen nicht einmal – ohne Genehmigung – ihren Wohnsitz verändern. Sie dürfen kein weißes Hotel, Restaurant oder Café, kein weißes Kino, nicht einmal die Milchbar an der Ecke (es sei denn als Bedienstete) betreten. Der weiße Mann lebt in Südafrika auf weißen Inseln. Kein Weißer gibt einem Farbigen die Hand. Die Farbigen dürfen nicht einmal mit den Weißen zusammen studieren. Es gibt schwarze und weiße Schwimmbäder und natürlich schwarze und weiße Wohnviertel.

Erfreuliche Ansätze

Es gibt aber auch Lichtpunkte, erfreuliche Ansätze zu einer Zusammenarbeit, die vielleicht (und jeder kann es den Südafrikanern nur wünschen) noch zu einer Partnerschaft führen können.



Foto: O. P. Brandt

Mehr als zehntausend Südafrikaner sind als Professoren und Ärzte, als Lehrer und Verwaltungsbeamte, als Ausbilder an Fachschulen und für die Landwirtschaft für die Bantu tätig. „Wir dienen den Menschen aller Rassen“, sagten sie mir.

Hier nun erlebe ich, daß mit großzügigster Unterstützung der südafrikanischen Regierung junge Neger und Negerinnen wie Farbige sowohl zu Ärzten wie Rechtsanwälten, höheren Verwaltungsbeamten und Lehrern, zu Facharbeitern und Handwerkern und qualifizierten Farmern wie für viele andere Berufe ausgebildet werden.

Das ist noch kein allumfassendes Programm, aber: An den Fernkursen der Universität von Pretoria kann jeder Mann und jede Frau (gleich welcher Hautfarbe und Rasse) teilnehmen und jeden Grad (nach bestandenen Prüfungen) erreichen. In den neuen Städten für die Eingeborenen gibt es gleichzeitig so viel neue und moderne Schulen, daß hier auch bereits die Schulpflicht für die Negerkinder verwirklicht werden konnte. Auch die ersten höheren Schulen sind hier entstanden. Es gibt Fach- und Abendschulen und Lehrlingswerkstätten wie Ausbildungszentren für die weibliche Jugend.

Diese Apartheid ist ganz schrecklich

Trotzdem aber: Auch mit dieser ständig wachsenden gebildeten Schicht der Bantu und Mischlinge soll nicht der geringste Kontakt bestehen, auch sie werden von den Weißen behandelt, als wären sie „Luft“. „Auf einer solchen Basis“, sagen mir viele der Südafrikaner, die nicht der Nationalpartei angehören und die keine Nationalisten sind, „können wir natürlich kein weiß-schwarzes Commonwealth aufbauen.“ „Auf dieser Basis“, sagen die gebildeten Bantu und Mischlinge und Inder, „ist natürlich jede fruchtbare Zusammenarbeit unmöglich.“ Eines nämlich steht unrückbar fest: Südafrika ist (ohne jeden Zweifel) die Heimat der drei Millionen Südafrikaner, die das Land aufbauten und entwickelten, es ist aber auch ohne jeden Zweifel die Heimat der zwölf Millionen Bantu und Mischlinge. Und der großartige Aufbau der Union wäre ohne die Mitarbeit der Neger und Mischlinge überhaupt nicht möglich gewesen. Heute noch würde die Wirtschaft Südafrikas sofort zusammenbrechen, würden die Millionen der schlecht-bezahlten Farbigen ihre Mitarbeit einstellen.

„Die Politik der Apartheid ist entsetzlich, sie ist, wird sie weitergeführt, der Untergang der Südafrikanischen Union“, sagen schon viele

der Europäer. Die Opposition gegen die Apartheid wächst. Viele der englischen und auch der deutschen Südafrikaner geben bereits ihre Besitzungen auf und verlassen das Land.

Heute ist eine Einigung noch möglich

Südafrika wurde durch die Politik der Apartheid das politisch einsamste Land unserer Erde. Von den UN – von allen Ländern der Welt wird es beschworen, die Apartheid aufzugeben. Heute noch ist es, gibt man den Farbigen ihre demokratischen Rechte, möglich, zu einer guten Einigung und Zusammenarbeit zu kommen. Bleibt hingegen Verwoerd bei seiner sturen und nationalistischen Politik, ist es auch durchaus möglich, daß wir in absehbarer Zukunft Millionen von weißen Flüchtlingen haben werden.

Die wichtigste Aufgabe der drei Millionen Südafrikaner ist es, sich mit den zwölf Millionen Farbigen so rasch wie möglich zu arrangieren. Die gesamte freie demokratische westliche Welt würde Südafrika dankbar sein... die afrikanischen Staaten auch.

Es wäre der Weg in eine noch schönere und bessere Zukunft in einem reichen und schönen Land.

Gegen
den
Wahnsinn
der
Atomwaffen

Ein Soldat marschierte mit

Fotos: Peter Kuhlmann



Rund 100000 Menschen versammelten sich am Ostermontag bei strömendem Regen auf dem Londoner Trafalgar Square zu einer Demonstration gegen die Atomrüstung. Die Versammlung bildete die größte Massenkundgebung in der Geschichte Großbritanniens. Rund 30000 Menschen waren vier Tage vorher von zwei rund 70 Kilometer vom Trafalgar Square entfernten Zielen aufgebrochen, um im Protestmarsch die Öffentlichkeit auf ihre Forderung der atomaren Abrüstung aufmerksam zu machen: von der britischen Atomforschungszentrale Aldermaston und der NATO-Basis Wethersfield aus.

1958 fand zum erstmaligen der österreichische „Aldermaston-Marsch“ statt. Damals, und auch in den folgenden Jahren noch, versuchten die konservativen Gegner der Demonstrationen, diese als „Halbstarke“ und „Irregeleitete“ hinzustellen. Die Persönlichkeiten, die inzwischen zu der „Campaign for nuclear disarmament“, der Kampagne für nukleare Abrüstung, gestoßen sind, haben auch den Gegnern klar-

des deutschen Ausschusses „Kampf dem Atomtod“. Hans Werner Richter, Vorsitzender des Münchner Komitees gegen Atomrüstung, sowie eine Reihe weiterer Gewerkschaftsführer, Abgeordnete, Schriftsteller, Theaterleiter, Studentenführer. Auch ein konservativer Parlamentskandidat marschierte im Zug von Aldermaston mit: Roy Hewitt, schwarzes Schaf der Konservativen Partei und Befürworter einer allumfassenden englischen Koalition aller gegen die Atomrüstung auftretenden Kräfte, von rechts bis links.

Neben zahllosen örtlichen Friedenskomitees und den Vertretern sämtlicher Konfessionen und vieler religiöser Gruppen fielen im Aldermaston-Zug vor allem die Demonstranten aus dem Ausland auf. Die Namen von 33 Ländern standen auf den schwarz-weißen Transparenten: Norwegen, Schweden, Dänemark, Schweiz, Italien, Belgien, Frankreich, Holland, Irland, Kenya, Tanganyika, Rhodesien, Ceylon, Südafrika, Israel, Britisch Guyana, Australien, Westindien, Neuseeland, Pakistan, Irak, Kurdistan, Ägypten, Kanada, Nigeria, Ghana,



gemacht, daß sich aus den Aldermaston-Märschen ernstzunehmende und gewichtige politische Kräfte entwickelt haben. Auf der Schlußkundgebung sprachen in diesem Jahr u. a.: Lord Bertrand Russell, 90-jähriger Philosoph und aktivster Streiter gegen die Atomrüstung, Frank Cousins, Gewerkschaftsführer und Gegner des derzeitigen Labour-Party-Chefs Gaitskell, MP (Abgeordneter) Michael Foot, MP Silverman, Jaquetta Hawkins, Gattin des Schriftstellers Priestley und bekannte Archäologin, Robert Jungk, durch seine Bücher „Heller als tausend Sonnen“ und „Die Zukunft hat schon begonnen“ bekannt gewordene Warner vor der technischen Entwicklung, Domherr Canon Collins, Hauptorganisator der Anti-Atom-Bewegung. Der IG-Metall-Jugendsekretär Heinz Schilling verlas die Botschaft

Gambia, Malta, Griechenland, Cypern, USA und Indien; aus Deutschland waren allein 450 Teilnehmer, vorwiegend Mitglieder der IG Metall, erschienen.

Dreimal übernachteten die Marschierer, meistens in Schulen auf dem blanken Fußboden. Der Wethersfield-Marsch hatte dabei mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen: Horrende Geldforderungen (bis zu 10000 Mark für eine Übernachtung in einem Schulhaus) und lärmende Gegendemonstrationen mit Feuerwerkskörpern sollten die Demonstranten aus einigen konservativen Dörfern der Grafschaft Essex vertreiben.

In sämtlichen Zeitungen, beim Rundfunk, dem Fernsehen und der Wochenschau fand in England der Marsch ein großes und ernsthaftes Echo.



„Schwarzer Kies“

Schwarzer Kies – das ist hier einmal wörtlich zu nehmen: Kies für einen amerikanischen Militärflugplatz, der von deutschen Lastwagenfahrern teils wirklich zur neuen Piste, teils schwarz zu privaten Bauunternehmern gefahren wird. Herbst 1960 – das ist die Zeit. Der Hunsrück – der Schauplatz. Eine riesige Baustelle, staubige Baracken, eiförmige Siedlungen der US-Boys und ein kleines Dorf, das im Sinne des Wortes über Nacht alkoholische Lustbarkeit und manch erotische Kurzweil bieten muß. Man tut, was man kann: macht aus der Scheune eine schmierige Kneipe, aus den Mäddekammern Stundenzimmer zu 30 DM. Die Damen stellen sich von ganz allein ein.

Man muß es Helmut Käutner und seinem Kameramann Heinz Pehlke lassen: Dieser dokumentarische Ausschnitt der Wirklichkeit ist gut und eindrucksvoll in Bilder gebracht. Und dennoch ist's ein ganz und gar unsinniger Film. Käutner selbst hat sich ein Buch geschrieben, das ihn als Regisseur seinen Ruhm

und Ruf kosten kann: Der Kiesfahrer also – eine neue Art deutschen Filmbösewichts: eiskalt, sarkastisch, (nach eigenen Aussagen) „ohne Gewissen“, dafür aber mit einem bemerkenswerten Zotenschatz – trifft ein Mädchen wieder: Er hat es vor Jahren gekannt, jetzt ist es die zerknirschte Frau des Air-Base-Bauleiters (seines Zeichens US-Major). Sie warnt den alten und neuen Freund, als die Polizei hinter die Kiesschiebereien kommt. Er entkommt, überfährt mit dem Lkw einen jungen Amerikaner und ein deutsches Mädchen, weiß nicht wohin mit ihnen und begräbt beide im Kies der Piste. Er will fliehen, sie will mit, er aber möchte sie nicht in die Sache hineinziehen und braust allein los. Sie aber hängt sich an den Wagen, gerät zwischen die Räder, und er begräbt den dritten Toten und sich gleich dazu unter dem Kies.

Wie der Kies vom Lastwagen, so wird hier die Kolportage ins Parkett gekippt: Vier Leichen, kreischende Bremsen, Frauen und Musikboxen – ein Reißer, in dem das Grausame nur plakativ ins Bild kommt, der psychologisch

und manchmal auch sachlich ungläubwürdig, ja manchmal unwahrhaftig ist.

Und was vielleicht das Fatalste ist: Käutner will ja nicht nur den Reißer. Er versucht seine Kiesleichen-Moritat zur zeitkritischen Analyse hochzukitzeln und tut das lediglich durch zwar angedeutete, aber nirgends zu Ende geführte Seitenhiebe auf unsere bundesdeutsche Gegenwart und reichsdeutsche Vergangenheit. Das ist zwar ungeheuer beflissen, aber in der Wirkung plump und ungeschickt: scheinbar schicke, aber völlig überflüssige Arabesken. Jene vieldiskutierte Judenszene ist sichtbar gut gemeint, aber so, wie sie da ist, wirkt sie ausgesetzt, gewollt und deshalb entbehrlich. Gespielt wird bei all dem sehr beachtlich: Helmut Wildt ist nicht nur ein neuer Mann, sondern auch ein neuer Typ im deutschen Film. Wolfgang Büttner, Edeltraut Elsner und vor allem Anita Höfer geben ungewöhnlich präzise Nebenfiguren. Von ihnen wird man mehr erwarten dürfen – von Regisseur Helmut Käutner in Zukunft etwas weniger.

Klaus Bresser

Kritiker in aller Welt haben Marian Anderson als die hervorragendste aller Altistinnen gefeiert, und doch gibt es auch heute noch Hotels in den Südstaaten der USA, die sie als Gast ablehnen. Dies hat dazu geführt, daß Marian Anderson bei ihren Konzerten im „deep south“ im „tiefen Süden“ ihrer Heimat in privaten Häusern nächtigt. Konzertagenturen haben denn auch Listen solcher Unterkünfte bis auf den heutigen Tag.

Marian Anderson war die erste Angehörige der schwarzen Rasse, die in New Yorks Metropolitan Opera auftrat. Sie debütierte hier im Jahre 1955. Es war die Erfüllung ihres schönsten Traumes. Heute sind schwarze Sänger und Tänzer jedes Jahr willkommenen Gästen der „Met“.

Die berühmte Altistin singt mit geschlossenen Augen. Manche Vermutung über diese Sitte wurde im Laufe der Jahre laut. Oft wird behauptet, Marian Anderson schließe die Augen während des Gesanges, da sie dabei an ihre unterdrückten Rassegenossen denke.

Die gefeierte Negersängerin bemerkt dazu: „Wenn ich singe, macht es mir nichts aus, ob die Leute purpurfarben, blau oder grün sind. Ich denke an die Worte der Lieder, die Gefühle, die sie ausdrücken und an nichts anderes“.

Marian Anderson, die 1958 auch in dem „Trusteeship“ Komitee der Vereinten Nationen wirkte, ist glücklich darüber, daß Jahr für Jahr mehr rassische Schranken fallen.

Marian Anderson ist sehr religiös. „Der Glaube an Gott bei allen Menschen wird einmal eine vollkommene Harmonie unter allen Nationen der Erde ermöglichen“, sagt sie.

Kürzlich sang Marian Anderson in Toronto unter freiem Himmel. Die Canadian National Exhibition – die größte „Show“ Nordamerikas, die jedes Jahr fast 3000000 Zuschauer anlockt – hatte die berühmte Altistin für zwei Freiluftkonzerte (Honorar 6000 Dollar) verpflichtet. Besucher der „Ex“ hatten die Möglichkeit, gratis die gefeierteste Altistin der Welt zu hören. Tausende, denen der Besuch eines Marian-Anderson-Konzertes bis nun versagt war, hörten die berühmte Neger-sängerin derart zum erstenmal.

W. Jelen, Toronto

„Rocco und seine Brüder“

Eine Frau und ihre vier Söhne steigen in Mailand aus dem Zug: Flüchtlinge vor der Not im Süden des Landes, Neuankömmlinge in der durchweg industrialisierten Gesellschaft des Nordens. Sie wollen Geld verdienen. Der älteste Sohn, der schon einige Zeit vorher in den Norden ging, hat es ihnen vorgemacht. Und es gelingt ihnen auch. Nur einer von ihnen scheitert – nicht etwa, weil es ihm schlecht ginge, sondern weil er schlecht ist. Simone heißt er, ein jähzorniger und brutaler Bursche, der Verbrecher und Mörder wird. Ihn schließlich kann die Familie, so große Anstrengungen sie auch unternimmt, nicht mehr in den Rahmen der Familie zwingen.



Die Familie ist, wie in so vielen italienischen Filmen, das Thema. Und wie in so vielen italienischen Filmen der neorealistischen Schule ist ein bestimmter sozialer Vorgang ein weiteres Thema. Aber beides – das Problem Familie wie die Frage der italienischen Binnenwanderung – läßt Regisseur Visconti hinter einem sehr privaten (und das heißt hier auch: psychologischen) Drama verschwinden: Er geht dem Weg des Simone ausführlich nach, zeichnet seine Boxerlaufbahn, entwickelt eine illusionslose Liebesgeschichte und inszeniert schließlich den Mord mit melodramatischem Effekt und nicht ohne Pathos.

Zu absichtsvoll ist diesem Simone sein Bruder Rocco gegenübergestellt: ein sanftmütiger, hochedler Jüngling (Alain Delon), der einmal „beinahe ein Heiliger“ genannt wird. Aus dem Widerspiel dieser beiden Figuren bezieht der Film seinen zwar nicht sonderlich realistischen aber romanhaften Reiz. Visconti gibt am Schluß selbst zu, daß beide Brüder wohl besser in einen Roman als in dieses Leben gepaßt hätten: Ein dritter Bruder sagt es, daß der eine wohl zu brutal, der andere wohl zu sanft und gutmütig sei.

Dies ist ein breit dahinlaufender Film, und dennoch ist er in fast jeder Szene sehenswert. Visconti ist von Haus aus Opernregisseur, man sieht das auch hier: Manches ist allzu feierlich und zu pathetisch in Spiel und Geste geraten, aber wie dieser Regisseur Szenen – Massenszenen zumal – baut, wie er andererseits die Familiengeschichte mit kleinen kennzeichnenden Details versieht, das ist staunenswert.

Er ist aus italienischer Mentalität und Vitalität heraus entstanden, dieser Film. Man kann das gar nicht übersehen. Sehr deutlich drängen sich dem nüchternen Zuschauer hierzulande gewisse Szenen auf. Der Film hat dennoch Qualitäten genug. Die dreieinhalb Kinostunden (so lang ist der Film) lohnen.

K. B.



„Samstagnacht bis Sonntagmorgen“

Der Film kommt aus England und verrät beste englische Filmschule. Wohl selten sind Arbeiterwohnung, Fabrik und Kneipe so realistisch dargestellt worden. Realistisch ist auch die Hauptfigur des Films, ein junger Arbeiter, der an seiner Revolverdrehbank viel Geld verdient, das er an den Samstagabenden durchbringt. Er lebt fast wie ein Tier an diesen Abenden, treibt sich in fremden Betten herum, säuft maßlos, ist schnell zu Schlägereien bereit und lebt sein „Leben“ ohne Rücksicht auf andere. Aber einmal ist es zu Ende. Der Bruder eines von ihm betrogenen Ehemannes verpaßt ihm eine Tracht Prügel, die ihn zum Nachdenken

bringt. Und da ist auch ein Arbeitermädchen, das sich seiner annimmt. Fast ist an ein Happy-End zu glauben. Der Film läßt noch eine Lücke offen. So weiß man nicht, was aus ihm wird. Soll der Film ein Spiegelbild der englischen Jugend geben? Es wäre falsch, wollte man hier im Plural antworten. Es ist ein Einzelmensch und nicht besonders sympathisch. Ein Mensch ohne jede Bindung. Ein „Held“ des Wochenendes, großartig dargestellt von dem jungen englischen Schauspieler Albert Finney, der mit dieser Rolle zum Filmstar des Jahres wurde.

Hadobu



„Die Diktatoren“

Ein Film, der fast zwei Stunden läuft. Eugen Kogon, weltbekannt durch seinen eindringlichen Bericht über den „SS-Staat“, hat mit Hilfe dokumentarischen Filmmaterials die Diktatoren der letzten 45 Jahre Revue passieren lassen. Ein eindringliches Bild, in dem der Nährboden der Diktatoren dargestellt wird: politische Gleichgültigkeit der Menschen, soziales Massenelend, ungeordnete Wirtschaft, Mangel an politischer Wachsamkeit. Das sind einige der Faktoren, die die Herrschaft von Diktatoren ermöglichen. Wenn sie einmal an der Macht sind, ist nicht viel mehr gegen sie zu unternehmen.

So ist dieser Dokumentarfilm trefflich dazu geeignet, aus der Geschichte zu lernen, solange noch Zeit dazu vorhanden ist.

Ich bin noch Schüler – und muß mich nun auf den Hosenboden setzen, um zu studieren, wie die einzelnen Diktatoren an die Macht kamen. Und so bin ich Kogon dankbar, daß er mich zum Nachdenken anregte. Vielleicht genügt es nicht, wenn man den Film nur in Filmtheatern zeigt. Als ich ihn mir an einem Samstagabend ansah, war das Kino fast leer. Nach einer Woche Laufzeit wurde er abgesetzt. Aber alle jungen Menschen sollten ihn sehen. So wäre es wohl gut, wenn die Kultusminister ihn in den Lehrstoff der Schulen übernehmen würden. Darf man da hoffen?

Hans Plück

100000,— DM Unterstützung

Zum ersten Male hat das Land Nordrhein-Westfalen in die Kasse seines Kulturfilm-Förderungsfonds gegriffen, um ein Spielfilmvorhaben materiell zu unterstützen. Für die geplante Verfilmung von Heinrich Bölls Roman „Brot der jungen Jahre“ wurden 100000,— DM gespendet.

Mehr Geld für gefährliche Arbeit.

In Hollywood unterzeichnete man dieser Tage neue Tarifverträge für die Cowboystatisten und ihre dazugehörigen Pferde. Während die Gage der Männer um 20 Dollar heruntergesetzt wurde, stieg die der Tiere um 20 Dollar.

„Was soll das Bäumchen-wechsel-dich-Spiel bedeuten, wandern doch die Scheine in die gleiche Tasche!“ werden Sie vielleicht verwundert einwerfen. Nun ja, die Kleinstdarsteller müssen nur ihre eigene Gage versteuern, die ihrer Tiere ist steuerfrei. Das dürfte wohl auf die Dauer ein erheblicher Aufschwung in den bestimmt keineswegs dicken Geldbörsen der harten Männer bedeuten.

Fernsehfilm auf den Berliner Festspielen?

Der Leiter der Berliner Filmfestspiele, Dr. Bauer, unterbreitete dem Geschäftsführer der SPIO, Dr. Hossfelder, seinen Plan, auf den diesjährigen Filmfestspielen die besten Fernsehfilme des In- und Auslandes vorzuführen. „Denn“, so begründet er seinen Entschluß, „die Filmproduktion des Fernsehens trägt ja schließlich ihren Teil zum internationalen Filmschaffen bei.“

Philosoph

Federico Fellini über die Menschen des Atomzeitalters: „Wir waren noch nie so nackt, so einsam wie gerade heute. Wir warten und warten, aber was wird kommen? Ein neues Wunder oder etwa gar die Marsbewohner?“ Ob der Meister der Regiekunst uns wohl demnächst mit einem Zeitproblem utopisch-überschender Lösung aufwarten will?

Nur kein Neid

Jean Gabin hörte sich kurze Zeit die Tiraden über die Schlechtigkeit der heutigen Jugend an, die in seiner Umgebung abgeschossen wurden. Dann platzte ihm der Kragen, und Jean sagte unmißverständlich: „Die Jugend von heute ist in der Tat furchtbar, aber das allerfurchtbarste dabei ist, daß wir ihr nicht mehr angehören!“



Politik und Filmwirtschaft

Die zuständigen Stellen in Washington sandten den amerikanischen Filmverleihern, die sich im Fernen Osten niedergelassen haben, vor einigen Wochen ein wichtiges Schreiben. Darin wurde den Firmen verboten, die besonders aufgeführten Filmtheater von Hongkong und Makao mit ihren Streifen zu beliefern. Nach Angaben aus Fachkreisen wird dieses Verbot, das politische Gründe haben soll, den Verleihfirmen einen jährlichen Verlust von 1 Million Dollar bereiten.

Witz

Kennen Sie schon den neuesten Film-Fernsehwitz? Herr X und Herr Y sitzen im Kino. Das Programm läuft ab, die beiden Besucher gehen hinaus. Im Foyer meint X zu Y: „Ihr Fernsehapparat ist wohl auch in Reparatur?“

Hohe Spannung = Hochspannung

In Paris gibt es einen Klub der Freunde des guten Kriminalfilms. Jedes Jahr verleihen die Mitglieder dem spannendsten Kriminalreißer den „Preis der Hochspannung“. In diesem Jahre wurde dem Film „Die Drohung“ mit Robert Hossein die Ehre zuteil.

Ja, ja, die Jugend von heute!

Sabine Sinjen drehte in Berlin die Fernsehinszenierung von Ibsens „Wildente“. Im Kostüm des kranken, zerlumpte Mädchens, das sie zu verkörpern hatte, ließ sich Sabine während einer Drehpause auf einer Bank nieder. Schon kamen die Fans in Scharen. Nachdem auch die letzte Autogrammbitte erfüllt war, sank Sabine erschöpft zurück. Da meinte ein Großmütterchen, das neben dem Jungstar saß: „Ja, so ist das heutzutage: zerrissene Strümpfe, zerlumpte Kleid – aber beim Film!“

Strenge Zensur

Im Schweizer Kanton Wallis verbot die Zensur die Aufführung folgender Filme: „Das süße Leben“, „Hiroshima, mon amour“, „Die grüne Stute“, „Die Wahrheit“ und „Schießen Sie auf den Pianisten“. Mancherorts sind die Zensuren noch strenger als in Deutschland, wo die obengenannten Streifen „nur“ für Jugendliche unter 18 Jahren verboten waren.

„Hohe Tannen“

An diesem Streifen stimmt aber auch nichts. Anfangen von der Story, den augenbeleidigenden Farben, dem Klamauk, der doch endlich vorbei sein sollte, bis zur goldblonden Haarpracht des Hauptdarstellers Harald Dietl. Nur die hohen, schlankgewachsenen Tannen, die sind echt.

Ein berühmter Schlagerkomponist und sein nicht minder berühmter Textdichter-Freund verbringen ihre Ferien in einem von weiten Tannenwäldern umgebenen Schloß. Hier müssen sie sich zugkräftige Schlager einfallen lassen. So will es der Chef. Jedoch mit dem „Einfallen“ hat es Schwierigkeiten. Und da kommt nun das Flüchtlingskind aus Schlesien. Und sie singt das Lied von den hohen Tannen. Das hilft. Großartig ist diese Hilfe. Dazu dann ein kleiner Ausflug in die Flüchtlingsprobleme – und die Heimatschnulze ist fertig.

H. P.



Paraguay: Von den Jesuitenmissionen zum Kasernenstaat

Von Augustin Souchy

Foto: The Family of Man

Paraguay, neben Bolivien das einzige Land Lateinamerikas ohne Meeresküste, hat 406752 Quadratkilometer Flächeninhalt und 1710000 Einwohner. Auf einen Quadratkilometer kommen nur rund vier Menschen, gegen 212 in der Bundesrepublik. Drei mächtige Wasserläufe durchfließen die fruchtbaren Ebenen der paraguayischen Republik: der Paraguaystrom, der Paraná und der Pilcomayo. Paraguay exportiert edle Tropenhölzer, Fleisch, Früchte, Mate-Tee und Gerbsäurestoff. Geologen vermuten große Vorkommen an Eisen-, Kupfer- und Manganerzen. Die Bevölkerung Paraguays ist ein Gemisch von Guarani-Indianern und Spaniern. Die Landessprachen sind spanisch und guarainisch. In den letzten Jahrzehnten sind aus Kanada 12000 Mennoniten eingewandert. Die Mennoniten, eine christliche Sekte deutscher Abstammung, haben im paraguayischen Chaco blühende Dörfer und eine eigene Stadt erbaut. Auch die gleichfalls aus Deutschland stammenden Huterianer haben in dem fruchtbaren Land mit dem milden subtropischen Klima ihre Bruderhöfe errichtet. Die Guarani-Indianerinnen stellen gewebeähnliche Spitzendecken von einzigartiger Qualität und Farbenfreudigkeit her, die man in zahlreichen ethnologischen Museen findet.

Hat der Flußdampfer die fruchtbaren Niederungen der ausgedehnten La-Plata-Staaten mit den grünen Wiesen, den weidenden Rinderherden, den goldgelben Weizen- und Maisfeldern und den lebhaften Handelszentren hinter sich, dann fährt er stromaufwärts in das paraguayische Hügelland, wo reizende Orangengärten und liebliche Palmenhaine das Auge des erwartungsvollen Fahrgastes entzücken. Die Reise von der argentinischen Nordprovinz Misiones in die Südregion Paraguays gibt dem aufmerksamen Besucher willkommenen Anlaß zu historischen Reminiszenzen.

Der spanische Edelmann Ignacio de Loyola, der nach seiner Verwundung bei der Verteidigung der Burg Pamplona im Jahre 1521 den martialischen Kriegerrock mit der friedlichen Mönchskutte vertauschte und den viel gerühmten und nicht wenig umstrittenen Jesuitenorden gründete, hatte nicht ahnen können, daß seine militanten Nachfolger hundert Jahre später auf dem neuen Kontinent mit primitiven, aber willfährigen Indianerstämmen eine neue Sozialordnung ins Leben rufen würden, die uns heute noch Gelegenheit zu historischen Studien gibt. Ein ähnliches Sozialexperiment war einige Jahrzehnte vorher von Bischof Vazco de Quiroga unter den Tarasco-Indianern Mexikos realisiert und etwa gleichzeitig vom englischen Kanzler Thomas Morua in seinem Buche „Utopia“ idealisiert worden.

Die Reformationszeit war eine Epoche geistiger Unruhe und sozialen Umbruchs.

Die heidnischen Guarani-Indianer wollten anfangs nicht viel wissen von dem machtvollen Christengott, der alles sieht, alles hört und alles weiß, und der – wie sie glaubten – auch alles, was sie taten, ausspionierte, um es seinen Vertrauensleuten, den Mönchen, zu verraten. Die inmitten einer freigelegten Natur in primitivem Urzustand, jenseits von Gut und Böse in Vielweiberei sorglos dahinglebenden Guarani-Indianer wären von sich aus nie auf die Idee gekommen, ihr Gemeinschaftsleben planmäßig zu organisieren, feste Arbeitszeiten einzuführen, Kirchen zu bauen, in die Messe zu gehen und all die vielen Dinge zu tun, die die geistige Obrigkeit von ihnen forderte. Der Gedanke dieser säkularen Schöpfung konnte nur bei religiösen Utopisten entstehen, die gleichzeitig auch eminente Praktiker waren. Den Ruhm erwarb sich der Orden nicht nur durch seine gelehrten Theologen, sondern auch durch seine klugen Realisten.

Das Leben in den Jesuitenmissionen lief wie in einem Uhrwerk ab, dessen Feder von der geistigen Dynamik ihrer europäischen Schöpfer immer wieder aufgezogen wurde. Die strengen Mönche befahlen, die willigen Indianer gehorchten. Das Land und aller Dorfbesitz gehörte dem Orden. Der Arbeitstag der Eingeborenen begann bei Morgengrauen mit einer Prozession

zur Kirche. Nach der Messe ging es unter Absingen von Litaneien zur Arbeit aufs Feld oder in die Werkstatt. Auch während der Arbeitszeit wurden fromme Lieder gesungen. Erstaunlich war das Einfühlungsvermögen der geschulten Jesuitenmönche, die vor mehr als dreihundert Jahren die Erkenntnisse der modernen Psychologie intuitiv vorwegnahmen. Nach getaner Arbeit wurde am Nachmittag erneut die Messe gelesen, an der groß und klein teilnehmen mußten. Bei Eintritt der Dunkelheit durfte kein Dorfbewohner seine Hütte verlassen. Ungehorsam und Zuwiderhandlungen wurden mit Auspeitschungen bestraft. Die ersten drei Tage der Woche mußte für den Orden gearbeitet werden, die letzten Wochentage durfte der Indianer Feldfrüchte für sich und seine Familie anpflanzen und ernten. Kleidung wurde in gleicher Weise für alle verteilt. Geld war in der Gemeinde unbekannt.

Das Los der Kinder war nicht beneidenswert. Vom fünften Lebensalter an gehörte der Nachwuchs der Gemeinde. Zusammen mit den Großen mußten die Kleinen bei Tagesanbruch in die Kirche und dann aufs Feld oder zu sonstigen leichten Arbeiten. Die Geschlechter wurden getrennt aufgezogen, doch sehr jung verheiratet: die Mädchen mit 13 bis 15, die Jungen mit 15 bis 17 Jahren. Die Hochzeiten wurden gruppenweise vorgenommen und die jungen Paare zur Erfüllung ihrer Fortpflanzungspflichten angehalten.

Wie bei allen menschlichen Dingen waren auch bei den Jesuitenmissionen eifernder Idealismus mit praktischem Materialismus, selbstloser Altruismus mit vulgärem Egoismus gepaart. Um ihren geistlichen Zweck zu erreichen, bedienten sich die Ordensbrüder profaner Mittel. Die privaten Grundbesitzer mußten für jeden auf ihrem Land arbeitenden Indianer jährlich fünf Goldpesos an die spanische Krone abführen, während die Jesuitenmissionen nur einen Peso je Kopf ihrer Schutzbefohlenen zu entrichten brauchten. Dieses Privilegium verschaffte den geistlichen Herren wirtschaftliche Vorteile, deren sich ihre weltlichen Konkurrenten nicht erfreuen konnten. Die Missionare erzielten von jedem ihrer Dörfer mit je 1200 Einwohnern einen Jahresgewinn von rund 30000 Goldpesos, und da es Hunderte von Jesuitendörfern gab, kam der Orden zu Reichtum und Macht. So konnte es nicht ausbleiben, daß sich die weltlichen Latifundienbesitzer mit den klösterlichen Unternehmungen in die Haare gerieten. Es kam zum Kampf, bei dem die allseitig angefeindeten Jesuiten unterlagen und das Feld räumen mußten.

Als die Mönche das Land verließen, wollten die Indianer nicht mehr das Leben in den reglementierten Zwangsgemeinden fortführen. Die Missionen fielen auseinander. Die Auflösung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 gab den Gemeinden den Rest.

Die Nachfolger Loyolas hatten den Ehrgeiz, in Amerika eine christliche Republik zu errichten, brachten es aber nur zu einer katholischen Theokratie. Verfallene Kirchenmauern und der argentinische Provinzname Misiones sind die einzigen Reste vergangener Größe.

Sic transit gloria mundi, so vergeht der Welten Glanz!

Der Kasernenstaat

In den sonnigen Palmenhainen Paraguays erfreuen sich buntgefiederte Papageien und kurzweilige Affen ihrer natürlichen Freiheit, während die zivilisierten Bewohner der Dörfer und Städte dieses klimatisch unvergleichlichen Landes einer harten Militärdiktatur unterworfen sind. Für den Sitz des Kriegsministeriums ließ der Diktator ein modernes und prunkvolles Funktionalgebäude errichten, das im ganzen Lande nicht seinesgleichen hat. Der geschneigte Oberst blickte glückstrahlend auf das Bündel krantzörmig geordneter roteidener Fähnchen auf seinem Schreibtisch. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß man ihn in Europa für einen waschechten Bolschewisten halten würde, wehrte er entrüstet ab: „Die rote Fahne“, sagte er stolz, „ist seit dem vorigen Jahrhundert das Emblem unserer sozialen Freiheits- und Fortschrittspartei, der colorados, die zur Zeit unter Präsident Stroessner an der Macht ist.“ Hier wurde mir erneut zur Gewißheit, daß eine Schwalbe nicht den Frühling macht, und daß Fahnen und Farben nicht immer Fortschritt und Freiheit symbolisieren. Die Freiheit ist kein permanenter Zustand, man kann ihrer verlustig gehen, wenn man sie nicht immer wieder verteidigt; und auch am Fortschritt muß man dauernd arbeiten.

Im Militärstaat Paraguay gehört der meiste Grund und Boden Militärpersonen. 93,8 v. H. des bebauten Landes ist Latifundienbesitz mit mehr als 1000 Hektar und nur 7,2 v. H. Kleinbesitz. Ein für den Soldatendienst untauglicher junger Mann muß eine Sondersteuer zahlen, eine Verfügung, die es sonst wohl nirgends auf der Welt gibt. Die Offizierskaste herrscht in der Politik und hat auch die wirtschaftliche Macht in ihren Händen. Die Generäle und hohen Offiziere besitzen ausgedehnte Ländereien, große Rinderherden, verfügen über die Aktienmehrheit in den meisten Kapitalunternehmungen und kontrollieren Ein- und Ausfuhr. Sie wohnen in elegantesten Stadtvierteln und besitzen die schönsten Villen. „Ohne die Offizierskaste“, sagte mir ein Asuncióner Bürger sarkastisch, „hätten wir in der Hauptstadt keine modernen Limousinen, keine Pariser Kleider und auch kein französisches Parfüm. Diesen Fortschritt hatte wohl der Oberst im Auge, als er Ihnen von den Vorzügen des Regimes sprach.“

Der Mann hatte die Wahrheit gesprochen. Die Rückseite der Medaille ist weniger anziehend. Die Mehrheit der Bevölkerung Paraguays nimmt an den Errungenschaften der modernen Zivilisation kaum Anteil. Asunción hatte bis 1959 keine allgemeine Kanalisation und in den meisten Häusern kein fließendes

Wasser. In den Außenbezirken der Stadt muß auch heute noch das Wasser vom Brunnen geschöpft werden. Auf dem Markt glänzt die Hygiene durch Abwesenheit. Leere Flaschen sind ein begehrter Handelsartikel. Marktfrauen wärmen ihre frugale Mahlzeit über glühenden Holzkohlen in alten Konservendbüchsen, und folklorisch gekleidete Indianer lassen sich um ein Almosen mit Pfeil und Bogen fotografieren. Der landesfremde Tourist findet das pittoreske, während es für den einheimischen Volkswirtschaftler ein Barometer ist, an dem er den Tiefstand der allgemeinen Lebenshaltung abliest.

Studentenkrawalle

Die Studenten Paraguays sind ein unzufriedenes Element sozialer Gärung. Die von Fidel Castro und seinen Studentengruppen in Kuba durchgeführte Revolution wird nur heimlich bewundert, denn öffentlich darf man nicht davon sprechen. Ich geriet auch hier wieder in einen Schulstreik. Die Auflehnung der Studenten war aber diesmal nicht von der Alma mater inspiriert. Die Aktion hatte materielle Gründe. Die studierende Jugend protestierte auf einem öffentlichen Platz gegen die Erhöhung der Fahrpreise bei den Straßenbahnen und Autobussen. Unzufrieden mit dieser Fahrpreiserhöhung war die ganze Bevölkerung, doch nur die Jugend wagte, wider den

der von den Mitgliedern gewählte Vorsitzende des Gewerkschaftsbundes ins Ausland geflohen war, setzte die Polizei ihren eigenen Vertrauensmann ein, um die Arbeiterbewegung fest in der Hand zu halten. Als trotzdem auf einer Versammlung einige Mitglieder die Gewerkschaftspolitik der Regierung zu kritisieren wagten, wurden sie auf dem Nachhauseweg überfallen und jämmerlich verprügelt.

Nur in der Hafnarbeitergewerkschaft wagt man es noch, selbständige Versammlungen einzuberufen. Bei einer dieser Versammlungen sprach ich über den Beitrag der deutschen Arbeiter am sogenannten Wirtschaftswunder, von dem in Lateinamerika immer noch gesprochen wird. Natürlich ließ ich es mir nicht nehmen, Hinweise auf das Hitlerregime zu machen, wobei aufmerksame Hörer die Möglichkeit hatten, entsprechende Vergleiche zwischen der ehemaligen deutschen und der gegenwärtigen paraguayischen Diktatur anzustellen. Da die deutsche Botschaft einen Industriefilm zur Verfügung gestellt hatte, konnte die Polizei nicht eingreifen, ohne sich vor dem Ausland bloßzustellen.

Die geflüchteten Gewerkschafter haben in Montevideo (Uruguay), dem demokratischen Paradies Südamerikas, zusammen mit andern politischen Flüchtlingen Paraguays, eine Befreiungs-



Stachel zu löcken. Die Polizei trieb die Versammlung auseinander und nahm eine Anzahl junger Demonstranten mit. Auf der Wache wurden sie gehörig verprügelt und dann in die Militärziegelei transportiert, wo sie, in Uniform gesteckt, für die geschäftstüchtigen Offiziere gratis arbeiten mußten. Der Medizinstudent Joel Filártiga zeigte mir die blutunterlaufenen Schwielen auf seinem Sitzfleisch. Doch keine Brutalität konnte die Jugend einschüchtern. „Wir führen unsern Kampf fort! Jetzt binden wir uns vorsorglich ein Handtuch unter die Hosen, wenn wir unsere Freiheitsparolen auf die Mauern schreiben oder Flugblätter verteilen“, sagte mir ein Mittelschüler von 16 Jahren, der auch mit dabei sein wollte.

Der Streik hatte auch die Mittelschulen erfaßt. Die Regierung antwortete mit der Schließung sämtlicher Lehranstalten, einschließlich der Volksschulen, weil angeblich eine Epidemie ausgebrochen war. „Ein Bazillus ist es“, sagte der angehende Mediziner, „und zwar einer mit besonderer Ansteckungsgefahr, der sich nicht abtöten läßt, weil er geistiger Natur ist, sein Name ist Empörung. Ihre Rede können Sie nicht in der Universität halten, doch privat werden wir gern zusammenkommen, um Sie zu hören“, fügte er mit Anspielung auf den Vortrag hinzu, den ich in der Hochschule hätte halten sollen, der aber des Streiks wegen ausfallen mußte.

Der Studentenstreik hatte ein politisches Nachspiel. Da einige der inhaftierten Jungens Söhne von Abgeordneten waren, protestierten ihre Väter im Parlament gegen den Polizeigewaltigen. Das aber kam ihnen teuer zu stehen. Die Oppositionellen wurden aus dem Kongreßsaal herausgeholt und in die öde Chaco-wüste verbannt, wo sie über ihre verwegene Zivilcourage philosophische Betrachtungen anstellen konnten.

Gewerkschaften mit Maulkorb

Daß sich in einer solchen Atmosphäre die Gewerkschaften nicht frei betätigen können, ist nicht verwunderlich. Nachdem

organisation gegründet. Mehrere bewaffnete Einfälle der Revolutionäre an der argentinischen Grenze waren bisher erfolglos. Doch die Moral der Widerstandskämpfer ist ungebrochen. Ihre Zuversicht stärkt auch den Diktaturgegnern im Lande selbst das oppositionelle Rückgrat.

Priester gegen Diktatur

Die katholische Kirche hat bisher offiziell noch nicht eindeutig gegen die Diktatur Stellung genommen. Unter den jungen Geistlichen aber hat das Militärregime kaum Anhänger. Der Jungpfarrer Talavera sagte der Diktatur offen den Kampf an. „Ein Geistlicher, der so etwas wagt, kann nicht normal sein“, erklärte der Diktator. Talavera wurde entwürdigenden Schikanen ausgesetzt, die ihn dazu trieben, seine Rettung durch Flucht ins Ausland zu suchen. Im Athenäum zu Montevideo gab er der Öffentlichkeit Bericht über die Zustände in seinem Vaterland. Als er später zurückkehren wollte, wartete eine vielhundertköpfige Menge im Hafen von Asunción, um den volkstümlichen Geistlichen zu begrüßen. Die Regierung fürchtete die spontane Sympathieentwicklung, aus der sich eine politische Demonstration gegen das Regime hätte entwickeln können. Talavera wurde beim Verlassen des Schiffes ergriffen und unverzüglich über die Grenze nach Argentinien abgeschoben.

„Unser mutiger Pfarrer kommt wieder“, sagte Paula, das intelligente Indianermädchen vom Stamme der Guarani, die mit 14 Jahren das Alphabet noch nicht gekannt hatte, nun aber als Zwanzigjährige in ihrer Freizeit die spanischen Klassiker verschlingt und mit allen Fasern ihres jungen Lebens an der politischen Freiheitsbewegung ihres Landes geistigen Anteil nimmt. „Dann aber“, fuhr sie zukunftsgläubig fort, „wird auch über unserem getretenen Paraguay die Sonne der Freiheit wieder scheinen.“

Der Mond fährt mit

Von Walter Than

Der junge Kellner goß Kognak in sein Glas. „Kennst du ihn?“ fragte er mit einem Blick über die Theke.

Der alte Kellner schüttelte verneinend den Kopf.

„Marcel Romaine. Ich bediente ihn vor zwei Jahren in Cannes. Damals wurde er Zweiter im Großen Preis von Monaco. Ein toller Bursche!“

„Rennfahrer!“ Der alte Kellner blinzelte mißbilligend. „Als ob es nicht genügend andere Wege gäbe, sich den Tod zu holen!“

Der junge Kellner zog verstohlen an der Zigarette, die er in der hohlen Hand verborgen hielt.

„Man müßte es einmal selber versuchen“, meinte er nachdenklich. „Muß ein fabelhaftes Gefühl sein, immer unter den ersten zu sein.“

„Findest du, daß das so wichtig ist?“ fragte der alte Kellner und stellte das Glas auf ein Tablett.

Marcel Romaine betrachtete eine Sekunde lang das bernsteinbraune Getränk. Dann schaute er wieder aus dem Fenster. Am Ende eines freien Platzes konnte er die üppigen Palmenfächer über der Strandpromenade sehen und dahinter, über dem nächtlichen Meer, einen kulissenhaften Halbmond. Abend für Abend hatte er sich mit Simone dort von der bunten Menge treiben lassen, ehe sie in der Abgeschlossenheit ihres stillen Zimmers Zuflucht suchten. Abend für Abend hatten sie getan, als könnte es stets so bleiben. Als hätten sie nicht beide in jedem Augenblick gefühlt, daß diese Stunde kommen mußte! – Er warf einen Blick auf die Uhr über der Bar. Eine halbe Stunde noch! Dreißig Minuten! Dann ein düsterer Bahnhof, ein ungeduldiger Schienenexpress...

Er hob sein Glas und kippte den Kognak. Wer kann mich dazu zwingen? dachte er. Wer, in Dreiteufelsnamen, kann mich daran hindern, bei Simone zu bleiben? Er sah den alten Kellner herankommen und schob das leere Glas an den Tischrand.

„Noch einen Doppelten?“

Marcel nickte wortlos.

„Sind alle Rennfahrer stumm?“ fragte der alte Kellner hinter der Theke.

„Ich weiß, er macht den Mund kaum auf“, bestätigte der junge Kellner. „In Cannes saß er meistens allein an einem versteckten Tisch und schlürfte Orangenmilch mit Eis. Er soll Rennfahrer geworden sein, nachdem er einmal seine letzten tausend Francs einem Mädchen gegeben hatte, das nicht halb so viel wert war.“

Der Alte kicherte. „Barmherziger Himmel! Wenn das alle Männer täten, gäbe es mehr Rennfahrer als sonst was auf der Welt.“

Der Junge musterte den Rennfahrer, der unentwegt aus dem Fenster schaute. „Dabei laufen ihm genug Frauen nach. Wahrscheinlich sehen sie ihn, wenn er in einer Badewanne sitzt und mit Papierschiffchen spielt, noch im Renndreß.“

„Du möchtest wohl gern an seiner Stelle sein, wie?“ lachte der alte Kellner und entfernte sich mit der Kognakflasche.

Marcel beobachtete abwesend die Hand, welche die Kognakflasche über das leere Glas neigte. Es war eine angenehme, gepflegte Männerhand mit blau durchscheinenden Venen am Handrücken und jenen zahlreichen zarten Hautfältchen, die das fortgeschrittene Alter verraten.

Ich möchte alt sein und grau, dachte er. Dann wäre diese Nacht vorbei und alle ähnlichen Nächte. Dann lägen alle Trennungen hinter mir und alle Abschiede.

Er fischte eine Zigarette aus dem halbleeren Päckchen auf dem Tisch. Ich möchte alt sein und alles hinter mir haben, was mich von Simone trennen kann, dachte er und trank den Kognak. Ich möchte in einer Türe stehen und in die Nacht hinausschauen, wie die beiden Kellner dort, und wissen, daß jemand auf mich wartet, wenn ich heimkomme, heute und morgen und immer.



Der alte Kellner hatte den Blick des Rennfahrers aufgefangen. „Haben Sie einen Wunsch, Monsieur?“

Marcel Romaine schüttelte den Kopf.

„In Cannes versuchte eine Reporterin, ihn zu interviewen“, berichtete der junge Kellner, die Beine eines vorbeieilenden Mädchens betrachtend. „Aber er sagte kaum zehn Worte. Nur einmal machte er den Mund auf. Das war, als sie ihn fragte, ob er niemals Angst hätte. Weißt du, was er antwortete? ‚Wer keine Angst hat, ist tot.‘“

Der alte Mann schien kaum zuzuhören.

„Er muß Nerven haben wie Drahtseile“, fuhr der Junge fort. „In zwei Tagen startet er bei der Mille Miglia. Aber er sitzt da wie jemand, der für die nächsten Tage nichts Besseres vorhat, als ein paar Gläser Martell zu leeren.“

Für wenige Augenblicke sah Marcel Romaine in die verträumten Gesichter eines jungen Paares, das draußen, Arm in Arm, seines Weges zog. Vielleicht ist es morgen schon zu spät, dachte er erschrocken. Vielleicht hat Simone schon morgen genug von all der Angst und den Sorgen und dem Warten, und du bist morgen schon allein.

Das runde Zifferblatt der Uhr oberhalb der Theke geriet in sein Blickfeld. Er preßte die Lippen zusammen. Er würde Schluß machen, ein für alle Male. Er würde bei der Mille Miglia nicht mitfahren und bei keinem Rennen nachher. Er würde in das Zimmer zurückkehren, in dem Simone ohne Hoffnung wartete, und ihr sagen, daß er sie niemals wieder verlassen mußte...

Er wandte den Kopf, als der junge Kellner herüberblickte.

„Man müßte es einmal versuchen“, sagte der junge Kellner. „Ich bin jung und stark. Ich könnte ganz andere Dinge anfangen, als hier zwischen Gläsern und Tassen zu verschimmeln. Ich könnte...“

„Du könntest vernünftiger werden“, warf der alte Kellner sanft ein.

„Vernunft! Darauf pfeife ich! Was ist das schon, dieses Leben, das wir hier führen?! Ein einziges Warten auf die Sperrstunde. Ein einziges Hoffen auf das große Trinkgeld. In zwanzig Jahren interessiert mich nur mehr das Fressen, in vierzig Jahren nur mehr die Verdauung. Ich muß heraus aus diesem Trott – verstehst du?“

Marcel Romaine beobachtete den alten Mann, der langsam von der Türe zur Theke schritt. Er wollte jetzt nicht nach der Uhr sehen. Er wußte, daß ihn nun wenig mehr als fünfzehn Minuten von der Abfahrt des Zuges trennten.

Man muß zur rechten Zeit aufhören können, dachte er. Man muß aufhören können, auch wenn man als der ewige Zweite abtrat. Was zählte es schon, wenn er bewies, daß Nando Ramirez nicht unschlagbar war? Daß er Ramirez besiegen konnte?

Er wußte, was er wollte. Er würde in Paris eine Werkstatt eröffnen und eine kleine Wohnung am Stadtrand kaufen. Und er würde heiraten. Er würde Simone heiraten, und Simone würde ein Kind haben, ein Mädchen mit grünen Augen und schwarzem Haar, wie sie selbst...

Er zog heftig an seiner Zigarette. Widerwärtig, wie dieser milchgesichtige Kellner ständig nach der Uhr schielte!

Der junge Kellner gähnte in die flache Hand. „Ich gehe jetzt, wenn du nichts dagegen hast. Heute träume ich was Nettes. Und wenn Monsieur Albert sich über den Kaffee beschwert, spucke ich ihm in die Tasse. Und Madame Gaillard trete ich in ihren klapperigen Hintern, wenn sie wegen einer toten Mücke hysterisch wird. Und dann setze ich mich zu Romaine und sage: ‚Marcel, altes Haus! Heute hab ich gewonnen, morgen gewinnst du!‘“

„Wenn Monsieur Albert sich morgen über den Kaffee beklagt, bringst du ihm einen neuen“, sagte der alte Kellner sanft. „Und wenn Madame Gaillard dir hysterisch kommt, wirst du

sie beruhigen. Um vier zählst du zum ersten Male die Trinkgelder. Um neun schautst du zum ersten Male ungeduldig auf die Uhr...
„Du glaubst, du bist ein Prophet“, knurrte der Junge wütend. „Aber du bist nur ein phantasieloser Greis mit falschen Zähnen.“
Der alte Kellner lächelte mild. „Ich an deiner Stelle würde mich beeilen. Mädchen wie Beatrice lieben es nicht, wenn man sie warten läßt.“

Marcel Romaine legte eine Banknote auf den Tisch und verließ das Lokal. Der Weg zur Pension „Isabelle“ führte über die Strandpromenade. Das Meer war sehr ruhig. Am Horizont hing groß und freundlich der unwirklich helle Halbmond.

Mit einem Male mußte er an eine andere Mondnacht vor einigen Jahren denken. Man hatte ihn, den gänzlich unerfahrenen Neuling, als Ersatzmann in ein Team bekannter Rennfahrer aufgenommen. Seine Erinnerung an die ersten Tage und Nächte jener Fünftagefahrt war verschwommen. Er wußte noch, daß er zwei Stunden über den Rundkurs jagte und sechs Stunden rastete und dann wieder zwei Stunden fuhr, und daß die anderen während der Rastpausen schliefen und er schlaflos in seiner Koje lag und ohne Wagen weiterraste, den wilden Gesang des Motors in den Ohren.
Am Morgen des vierten Tages waren zwei der Teamgefährten an Fleischvergiftung erkrankt, und sie hatten das Rennen zu zweit fortgesetzt, und am Nachmittag war auch der dritte ausgefallen und er, der Neuling, war allein übriggeblieben. Die Veranstalter hatten den Rekordversuch abbrechen wollen, aber er war einfach losgefahren und hatte sich nicht an die Stoppschilder gekehrt, die sie anfangs gaben, so oft er den Kontrollpunkt passierte, und war erst stehengeblieben, als der Wagen aufgetankt werden mußte und dann wieder losgefahren, hinein in die einfallende Dunkelheit, immer weiter, immer fort, nur begleitet vom bleichen Halbmond am Himmel und dem wilden Heulen des Motors und dem verbissenen Vorsatz durchzuhalten. Er war gefahren und gefahren, bis der Mond verblaßt und die Sonne am Himmel emporgestiegen war und ihn als ewig glühender Ball begleitet hatte.
Und dann war die Zeit um gewesen, und als er aus dem Wagen gestiegen war, taumelig und knielahm, hatten ihn Hunderte fremder Menschen umringt, und Kameraaugen hatten ihn kurzzeitig angeglotzt und Journalisten ihn mit Fragen bestürmt, und ein Rundfunkreporter hatte ihm ein Mikrofon vorgehalten und von allem, was er gehört hatte, war ihm nichts anderes in Erinnerung geblieben als die Stimme des Mannes, der gesagt hatte: „Du mußt dir sein Gesicht ansehen! Der wird uns das Leben noch schwer machen.“ Es war die Stimme von Nando Ramirez gewesen.

Marcel blieb stehen, als er in der Ferne den heiseren Pfiff einer Elektrolokomotive vernahm. Der Zug, dachte er. Der Expres nach Mailand! Er starrte verwirrt zum Himmel, als wäre er eben geweckt worden. „Diesmal zeige ich's ihnen“, sagte er zum Mond. „Diesmal kriege ich ihn, diesen Nando Ramirez!“
Er empfand plötzlich einen vergnügten Tatendrang, der seinen Körper bis in die Fingerspitzen durchströmte. Er machte auf den Absätzen kehrt und begann zu laufen. Nach wenigen Schritten entdeckte er vor einem Hotel ein Taxi. Er riß den Wagenschlag auf und stieß den schlafenden Chauffeur an. „Zum Bahnhof!“ sagte er. „Aber flott! Ich muß den Zug erreichen!“
Er hatte keinen Blick für das Pärchen, das eng umschlungen die Straße herabschleuderte. Er bemerkte auch nicht, wie der junge Mann stehenblieb, um dem anrollenden Taxi nachzublicken.
„Wer war denn das?“ fragte das Mädchen.
„Ach – irgendein Gast“, sagte der junge Kellner und drückte das Mädchen an sich.

„Es kommt mir irgendwie lächerlich vor, daß ich in diesem Jahre 1000000 Dollar verdienen werde“, sagte der berühmte Negersänger und Filmstar Harry Belafonte vor kurzem. „Vor einigen hungrigen Jahren hatte ich nicht genügend Geld, um mir eine anständige Mahlzeit leisten zu können. Heute, wo ich dazu in der Lage bin, läßt mich niemand nach der Rechnung greifen...“

Nun, als Zweiunddreißigjähriger, hat seine Beliebtheit ihren bisherigen Höhepunkt erreicht. In Torontos O'Keefe Auditorium (Fassungsraum 3200), dem „modernsten Theater der Neuen Welt“, konzertierte er vierzehn Tage mit seiner Truppe, doch ehe er noch in der kanadischen Metropole eintraf, waren alle Vorstellungen ausverkauft! Doch trotz seiner enormen Popularität hat er die Leiden seiner „schwarzen Brüder“ nicht vergessen. Er war maßgebend an dem „air lift“ beteiligt, der 250 Studenten aus Ostafrika nach Nordamerika zum Studium brachte. Während seines Aufenthaltes in Toronto sprach Harry Belafonte auch im Rahmen einer Veranstaltung, deren Einnahmen den in Kanada studierenden afrikanischen Studenten zufließen.

„Es gibt 20000 afrikanische Studenten in Rußland“, sagte Belafonte, und er fügte hinzu, sie seien nur dort, weil sie anderswo keine Chancen zum Studium hatten. „Die Afrikaner bitten nicht um ihre Mildtätigkeit oder Sympathie. Sie bitten nur – nach Jahren der Degradierung – um ihren gerechten Platz in der menschlichen Gesellschaft.“

Obwohl Harry Belafonte seine Kindheit in bedrückender Armut verbrachte und nur eine kümmerliche Erziehung genoß, beeindruckte seine Persönlichkeit alle, mit denen er in Berührung kam und die ihn so sehr von den anderen Prominenten im „Show Business“ unterschied. „Ich reiste viel und traf Menschen aller Länder“, sagt er bescheiden.

Noch vor etlichen Jahren zog er einen Wagen durch jenes Viertel von New York City, das die Kleiderfabriken beherbergt und „Garment Centre“ genannt wird. Damals träumte er davon, Schauspieler zu werden – und Sänger... Durch seine Mitwirkung in dem Film „Carmen Jones“ (in dem bloß Neger spielten) wurde Harry Belafonte in aller Welt bekannt. Streifen wie „Insel in der Sonne“ erhöhten seine Popularität. Heute ist er die „singende Sensation“ der Neuen Welt. Seine Schallplatten sind Bestseller, und seine Konzerte in den größten Sälen sind ausverkauft.

Doch trotz seiner großartigen Erfolge ist er nicht gegen die Leiden und Schmerzen weniger Glücklicher immun. „Wenn nur ein Teil der Steuern, die in den USA und Kanada eingehoben werden, für ein Programm des Friedens, für ein Programm des Studiums dieser afrikanischen jungen Menschen benützt werden würde, stünden unsere Länder ganz vorne in den Reihen der Menschheit!“ rief er mit leidenschaftlicher Stimme.

Walter Jelen, Toronto

Eine tüchtige Frau

Ob sie wirklich ein „Genie“ ist, wie der Präsident behauptet, sei dahingestellt. Gewiß aber gehört Kennedys neue Leibärztin bereits zu den populärsten Frauen Amerikas. Denn wo der Chef des Weißen Hauses auftaucht, sieht man auch stets Dr. Janet Travell in seiner Begleitung.
Das ein beneidenswert kräftiges Gebiß entblößende Lächeln der Frau Doktor scheint zu sagen: „Solange ich seine Gesundheit bewache, kann nichts passieren!“ Tatsächlich geht der 58jährige Ärztin ein besonderer Ruf voraus, der nach Meinung Präsident Kennedys ihre sensationelle Berufung als Nachfolgerin eines Brigadegenerals rechtfertigt. Zum erstenmal ist eine Frau „Leibarzt“ des Staatsoberhauptes. Und zum erstenmal ist es nicht ein ranghoher Sanitätsoffizier, der dem Gesundheitswesen des Weißen Hauses vorsteht.

Man muß schon vierzig Jahre zurückdenken, um sich an die Berufung eines Zivilisten in dieses stets von der Armee reklamierte, einflußreiche Amt zu erinnern. Damals brachte Präsident Harding einen berühmten Internisten mit, der ihn von einem schweren Leiden geheilt hatte. Im Sinne der Tradition allerdings unter gleichzeitiger Verleihung eines militärischen Ehrenranges.
Frau Travell ist froh, daß ihr solches nicht passieren kann. Ganz ohne Uniform wird sie den Präsidenten zukünftig auf allen Reisen begleiten und während der gesamten Amtsperiode für seine körperliche Einsatzfähigkeit verantwortlich sein. Das gilt nicht nur für die laufende Kontrolle des Allgemeinbefindens, sein körperliches Training, die Begrenzung des Arbeitstages und die Überwachung des Speisezettels, sondern auch für die ärztliche Hilfe bei allen möglichen Unfällen mit Auto, Schiff und Flugzeug.
Für diese ebensoviel Tatkraft wie Umsicht verlangende Aufgabe ist Dr. Janet Travell durch

ein von Jugend an der Medizin verschriebenes Leben vorbereitet. Ihr 91jähriger Vater hat bis vor wenigen Jahren noch seine New Yorker Praxis betrieben; und nicht nur ihr Bruder und ihre Schwester, sondern auch ihre sämtlichen drei Neffen wählten den Arztberuf!

Sie selbst erwarb sich ersten Ruhm als Herzspezialistin, um später eine Kapazität der Sportmedizin zu werden. Insbesondere zeichnete sie sich bei der Heilung chronischer Muskelkrämpfe aus. Es war ein deutscher Emigrant, dessen neuartige Methoden auf diesem wenig erforschten Gebiet sie jahrelang als einziger weiblicher Oberarzt des riesigen „New York-Hospital“ erproben konnte.

Diese Erfahrungen ermöglichten es ihr, John Kennedy von den schrecklichen Rückenschmerzen zu befreien, die 1955 seine politische Karriere zu beenden drohten. Als Folge einer schwierigen Operation machten sie den jungen Politiker damals nahezu arbeitsunfähig. Berühmte Ärzte hatten ihn nicht heilen können, bevor er von Frau Dr. Travells Methode hörte. Ihr gelang das „Wunder“, wie es der Präsident nennt. Außerdem stellte sie ihre besonderen Fähigkeiten auch noch bei Vater, Mutter und Gattin Kennedy unter Beweis.

Mrs. Travells mütterlicher Umgangston mit dem um vierzehn Jahre jüngeren Präsidenten gibt zu allerlei Anekdoten Anlaß. So hat sie ihrem prominenten Patienten als erste Amtshandlung ein tägliches Schwimmtraining auferlegt. Persönlich wacht sie darüber, daß ihre Verordnung exakt durchgeführt wird und Referenten und Adjutanten die dafür angesetzte Zeit auch nicht um eine einzige Minute schmälern!

W.



Dokumente zur Geschichte des Nationalsozialismus



Wer in der Erwachsenenbildungsarbeit oder vor der Jugend über die Zeit des Nationalsozialismus spricht, kennt die Fragen und die Einwände, die von Ahnungslosen, falsch Unterrichteten oder Unbelehrbaren immer wieder vorgebracht werden: „Aber der amerikanische Historiker XY hat doch bewiesen, daß Hitler gar nicht...“, „Es steht aber doch längst fest, daß die Zahl der umgekommenen Juden maßlos übertrieben wurde...“, „haben nicht die Engländer zuerst...?“ – Auf Fragen dieser Art müssen Antworten gegeben werden, die keinen Zweifel übrig lassen. Dazu braucht der Dozent, der Referent, übersichtliches Beweismaterial. Das will ihm die Arbeitsgemeinschaft für politische und soziale Bildung „Arbeit und Leben“ mit ihrer Dokumentensammlung zur Geschichte des Nationalsozialismus in die Hand geben.

Der erste Band, der unlängst der Öffentlichkeit vorgelegt wurde, bringt Dokumente zur Vorgeschichte und zum Verlauf des zweiten Weltkrieges. Einige davon sind bisher noch nicht veröffentlicht worden. Gleich das dritte Dokument, das sogenannte Hoßbach-Protokoll, zerstört eine Legende. Die These, daß Hitler, wenn auch ein Teufel, so doch ein politisches Genie gewesen sei, ist hiernach nicht mehr aufrechtzuerhalten. Sämtliche Prognosen, die er im November 1937 vor den Oberbefehlshabern der drei Wehrmachtsteile und dem Außenminister entwickelte, waren falsch. Hitler rechnete damit, daß der spanische Bürgerkrieg noch Jahre dauern werde, tatsächlich ging er nicht lange nach jener Besprechung zu Ende. Hitler prophezeite einen Krieg Englands und Frankreichs gegen Italien – der trat nicht ein. Er rechnete mit einem Bürgerkrieg in Frankreich – und verrechnete sich. So wie 1937 so hat er sich auch später zu Beginn und während des Krieges immer nur geirrt. Keine seiner Lagebeurteilungen stimmte, alle Voraussagen wurden von der Geschichte widerlegt. Und seine „Erfolge“? Nun, die beruhten auf dem

Plus, das der Verbrecher gegenüber dem sitteten Menschen hat, auf dem Mangel Hemmungen. Wer bedenkenlos schießt, für den Augenblick leicht siegreich sein. Aber die fatale Dekuvrierung des großen Führers aller Zeiten, der sich selbst vor Generalität der Wehrmacht als unersetzbar zeichnete, wirft unbarmherzig die Frage, die ja eigentlich das Kernproblem unserer „unbewältigten Vergangenheit“ darstellt: Wer konnte ein so blutiger Dilettant, wie konnte ein Mensch mit dem Geschichtsbild eines der Pubertät steckengebliebenen, an Abenteuromanen „gebildeten“ Menschen politische Führer des deutschen Volkes werden? Man darf hoffen, daß die weiteren Lieferungen des Dokumentenwerkes darauf Antwort geben. Für den sachlichen Aufbau werden ja u. a. die Titel „Ideologie und geistige Vorbereitung“, „Geschichte der NSDAP 1919–1933“ genannt.

Vor einer Unterlassungssünde – und der Katalog der sachlichen Gesichtspunkte gibt Anlaß darauf hinzuweisen – sollten die Herausgeber sich hüten. Man darf nicht nur auf den Nationalsozialismus blicken, wenn man die jüngere deutsche Geschichte aufhellen will. Man muß auch seine Mit- und Gegenspieler in die Betrachtung einbeziehen. Eben, weil das nicht oder zu zaghaft geschieht, ist uns ja die Bewältigung unserer Vergangenheit bisher nicht gelungen. Wie kam es, daß zwischen 1928 und 1933 fast neun Millionen der bürgerlichen Mittel- und Rechtsparteien zu Hitler überliefen? Wie war es möglich, daß die politischen Parteien der Arbeiterschaft, obwohl ihnen bis 1933 das Gros ihrer Wähler treu blieb, so fast kampflos geschlagen wurden? Wer die Geschichte des Nationalsozialismus verständlich machen will, der muß zugleich die Geschichte des deutschen Bürgertums und der deutschen Arbeiterbewegung darstellen. Dabei wird vorkommen, daß man auf peinliche Fakten stößt, aber das sollte kein Grund sein, vor der Aufgabe, die Wahrheit zu erforschen und zu verbreiten, zurückzuweichen. Entweder will man aus der Geschichte lernen oder man will sie nach Bedarf interpretieren.

Vielleicht überlegen die Herausgeber, ob sie nicht die Dokumente zur Geschichte des Nationalsozialismus durch Dokumente zur Geschichte der anderen Parteien und zur Demagogie und Verhaltensweise der verschiedenen Gesellschaftsschichten ergänzen. Wie hat sich die deutsche Justiz, wie hat sich die Beamtenschaft, wie haben sich die Kirchen, die Lehrkräfte und nach der Machtergreifung zum Nationalsozialismus gestellt? Auch zu diesen Fragen lassen sich aufschlußreiche Dokumente beibringen. Sie hervorzuholen hat nichts mit Splitterrichterei zu tun. Aber in der Politik handelt ja nie nur einer oder nur eine Gruppe. Die Geschichte ist stets das Resultat des Handelns aller Kräfte und darum muß man alle blicken, wenn man sie verstehen will. Die äußere Form der Dokumentensammlung ist recht praktisch. Die Herausgabe in Heften mit Schraubverschluß gibt dem Redaktionskollegium die Möglichkeit, das jeweils greifbare und bearbeitete Material unverzüglich zu publizieren. Der Bezieher kann dann die Dokumente dank dieser Heftung mühelos nach Sachgebieten zusammenstellen. Um einen breiteren Kreis den Erwerb der Dokumentensammlung zu ermöglichen, hat man den Preis sehr niedrig festgesetzt. Die Lieferung kostet im Einzelbezug DM 3,50, etwa zehn Lieferungen sind vorgesehen. Die Dokumente sind bei der Verlagsgesellschaft Wulff & Co zu beziehen. Die Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Leben“ und das Herausbergremium, dem Dr. Werner Jochmann, Dr. Hans-Adolf Jacobsen, Dr. Karl-Heinz Drenhaus und Arnold Wechsel angehören, haben mit dieser Publikation einen praktischen und nützlichen Beitrag zur geschichtlichen Bildung geleistet.

Führung durch ein Europa-Museum im Jahre 2760

Ist jetzt die Reisegesellschaft vom Mars endlich eingetroffen? Noch immer nicht? So lassen sie es eben bleiben. Mach ich meine Führung nur mit den Herrschaften von der Venus. Ist mir auch recht. Meine sehr verehrten Damen und Herren. Sie befinden sich hier im Saal 1 des Museums für präatomare Europa-Geschichte, für die Geschichte also, die vor der Geschichte war. Wie auch auf Ihrem Stern bekannt sein dürfte, zerfiel Europa bis ungefähr zum Jahre 2000 in zahlreiche Staaten... – Nein, mein Herr, der Zerfallwert ist nicht überliefert. Aber es steht zu vermuten, daß der europäische Zerfall überhaupt keinen Wert hatte. – Ja, diese Vielstaaterei war bei uns eben Tradition! Ich weiß, dieses Wort ist Ihnen unbekannt. Wie soll ich Ihnen Tradition erklären. Es wurde beispielsweise bei uns angewandt, wenn sich einer bei einem Blödsinn, den er gemacht hatte, darauf berufen konnte, daß derselbe Blödsinn zu Zeiten seines Urhahns noch kein Blödsinn gewesen ist. Aber es gab auch noch andere Anwendungsmöglichkeiten. Wenn beispielsweise zwei Staaten immer und ewig spinnefeind miteinander gewesen sind, und eines Tages fiel es ihnen ein, sich gegen einen dritten zu verbünden, dann sprach man von einer traditionellen Freundschaft zwischen ihnen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wir wenden uns jetzt den europäischen Grenzen prae atomi zu. Das gut erhaltene Stück einer alten Staatsgrenze können Sie dort drüben unter Glas besichtigen. Es wird gebeten, keine Kaugummis anzukleben. Vielen Dank. – Ich

verstehen Sie nicht, meine Dame, darf ich Sie bitten, lauter zu...? Ja freilich ist unter dem Glas nur Luft. Was sollte sich sonst dort befinden? Als die Grenze noch in Betrieb war, da hat sie ja auch aus nichts anderem bestanden, nicht wahr? Dennoch hat sie ihren Zweck voll erfüllt, indem sie jedem der beiden Völker, welche sie trennte, das stolze Gefühl nationaler Überlegenheit verlieh, was ohne dieses Stück Luft nämlich nicht möglich gewesen wäre. In Friedenszeiten dienten Grenzen außerdem zum Aufstellen von Schlagbäumen, welche wiederum den Zöllnern zum Anlehnen dienten. Was ein Zöllner war, das erkläre ich Ihnen später in Saal 3, wo wir einen solchen ausgestopft haben. Sie behinderten erfolgreich sowohl den Reise- als auch den Güterverkehr, weshalb der einfache Bürger unermüdlich nach Wegen sann, um zu einem zollfreien Gütertausch zu gelangen. – Ja was, die EWG! Wenn Sie nicht von der Venus kämen, möchte man meinen, Sie kämen gerade vom Mond! So hat man den verbilligten intereuropäischen Warenaustausch nicht geheißt. Schmuggel nannte man den. Dort vorn sehen Sie in verschiedenen Glaskästen Büstenhalter sowie Damenmieder der präatomaren Zeit... Nein, nein, da war etwas ganz anderes drin, Devisen nämlich. – O nein, nicht gerade Hartgeld, das hätte zu sehr gedrückt, aber Scheine. Neben diesen Kleidungsstücken dienten auch hohle Stiefelabsätze sowie Reservereifen der damaligen Autos vornehmlich dem freien europäischen Devisenverkehr.

Eine besonders wichtige Aufgabe fiel den europäischen Grenzen in Kriegszeiten zu, wo

man sie zur Inszenierung von sogenannten Grenzzwischenfällen benötigte. – Ja aber bitte, mein Herr, wie hätte denn sonst ein Krieg überhaupt richtig in Gang kommen sollen! – Außerdem benutzte man die Grenzen zum Überschreiten durch Heereseinheiten am ersten Kriegstage, was stets ein besonders feierliches Moment war und immer in den frühen Morgenstunden geschah. Später, wie die großen Luftflotten aufgekommene sind, ist dieser schöne Brauch leider mehr und mehr in Vergessenheit geraten. – Ja, wie kommen Sie denn jetzt darauf? Darum hat man die Grenzen doch nicht abschaffen können! Man hat sie doch trotzdem noch gebraucht – um sie nämlich nach jedem Krieg neu festlegen zu können, wodurch die Staaten Europas viele Jahrhunderte lang stets erfolgreich für den nächsten Krieg vorgesorgt haben.

Die Einigung Europas, welche endlich im Jahre 1992 erfolgte, ging von einem Staat namens Liechtenstein aus. Als sich derselbe nach kurzer Beratung mit uns, mit der ihm benachbarten Schweiz zusammenschloß, war das große Werk der europäischen Einigung vollendet... – Wieso? Welche anderen europäischen Staaten hätten sich denn außerdem noch anschließen sollen? Aber das ist ein geschichtlicher Irrtum, mein Herr! Andere europäische Staaten hat es nach dem vierten Weltkrieg keine mehr gegeben.

Gerd Angermann

Cato

dem
angel
eßt, k
ein.
größ
t vor
tzbar
rage
unse
teilt: V
e kon
eines
n Ab
hen
kes w
en Lie
auf A
u were
ge W
19-19
er Ka
t Ant
ausge
n Nat
jüng
an m
die B
s nie
die B
er nie
1928 u
erliche
rliefe
en Pa
bis 19
kamt
chicht
nach
te d
tsch
vird
Fakt
vor d
und
er w
an w
ob s
de
ur G
Den
n G
t sie
mte
lehr
Nati
men
s m
poli
upp
n an
ulur
effe
ons
gre
ch z
ok
nac
ne
ter
Pre
stis
nge
de
ner
en
D
ar
ne
ge

Das
schrecklichste
Kapitel
deutscher Geschichte

HITLER'S Spezialist
für Massentötungen
ADOLF EICHMANN
ZEUGNISSE UND DOKUMENTE
ZUM PROZESS

Die Mörder sind
noch immer
unter uns.....



Während der Zeit des Eichmann-Prozesses hat die Buchhandlung des Bund-Verlages in Frankfurt am Main ihr Schaufenster nur mit Büchern ausgelegt, die über die Zeit des Naziregimes berichten. Aber das sind längst nicht alle Werke, die einen Einblick geben in eine Zeit, die niemals wiederkommen darf. In der Buchhandlung liegen weitere Werke zur Ansicht und zum Kauf aus. Foto: Sulzmann

Unsere jungen jüdischen Mitbürger

Der Junge mit dem schmalen, intelligenten Kopf lächelt: „Es ist alles sehr verwirrend.“ Samuel ist 19 Jahre alt. 16 Jahre lang war er ein Bürger des Staates Israel. Seit drei Jahren hat er die deutsche Staatsangehörigkeit. Seine Eltern sind zurückgekehrt. „Sie hatten ein Gefühl, zu dem sie Heimweh sagen“, erklärt Samuel. Er, der Junge, versteht das nicht. Deutschland ist für ihn fremd. Seine Eltern haben mit ihm – „zu Hause“, sagt er und meint Israel – oft deutsch gesprochen. Deshalb hat er jetzt hier keine Sprachschwierigkeiten. Samuel weiß, was der Generation seiner Eltern und Großeltern in Deutschland von Deutschen geschehen ist. Nun ist der junge Jude in seiner neuen Heimat, der Bundesrepublik, wehrpflichtig. Er ist nicht dafür und nicht dagegen. Aber es ist schwer für ihn, das alles zu verstehen. Und nun kommt der Eichmann-Prozeß ...

Erläutet Samuel, der sich anschickt, in Göttingen zu studieren, keine Ruhe. „Der Prozeß wird in der ganzen Welt eine neue Haßwelle gegen die Deutschen hochspülen“, sagt er. „Wir wollen nicht mithassen. Aber wir werden wieder mitleiden müssen.“ Als er das sagt, ohne Pathos, aber ernst und bedrückt, ist die Brücke zwischen uns geschlagen. Wir werden mitleiden und es mittragen müssen. Die 21 700 jüdischen Menschen, die heute in der Bundesrepublik leben; die 50 Millionen Einwohner Westdeutschlands und die 17 Millionen, die in der Sowjetzone leben. Wenn je etwas gemeinsames Schicksal war, dann ist es dieser Prozeß.

„Sie wollen später allein oder zusammen mit ihren Eltern auswandern. Sie haben das Gefühl, daß sie noch immer gleichsam auf ge-

packten Koffern sitzen.“ So war es in diesen Wochen zu lesen. Die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden hat eine repräsentative Umfrage über den Stand der Integration der Juden in der Bundesrepublik angestellt. 80 v.H. der Jugendlichen wollen wieder fort. „Flüchtlingsschicksal“, definiert Dr. Max Plaut den Grund. Er, der Jude, Vorsitzender einer der kleinsten, aber aktivsten jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik, der Konzentrationslager und unsagbare Leiden hinter sich hat, spricht nicht von Antisemitismus. „Den gibt es noch bei den Alten“, sagt der Bremer Bürger, „ich habe es aufgesteckt, mich mit alten und älteren Leuten auseinanderzusetzen. Es ist sinnlos. Wissen Sie, da denke ich ganz nüchtern. Die unbeherrschbaren Alten sterben aus. Unter den Jungen gibt es hier und dort verborgene, aus dem Elternhaus übernommene Ansichten, aber keinen Antisemitismus.“

52 v.H. der jungen Juden, die wieder auswandern möchten, stammen aus Israel, 25 v.H. sind aus den Ostblockstaaten in die Bundesrepublik gekommen. „Die Jungen haben es schwerer als ihre Eltern“, sagt Dr. Plaut. „Die Eltern kehrten in die alte Heimat zurück. Die Jungen müssen in der Fremde von vorn anfangen. Die Eltern wissen, daß Deutschland nicht nur aus Eichmanns besteht, sonst wären sie nicht wiedergekommen. Die Jungen haben das andere, bessere Deutschland nie erlebt. Sie sind skeptisch und zunächst heimatlos in der ganzen Bedeutung des Wortes.“

Was wissen wir vom Leben unserer 21 700 jüdischen Mitbürgern, den Übriggebliebenen von den 560 000, deren Heimat vor 1933 das ganze Deutschland war, und von den Jungen, die

später in andern Ländern aufwuchsen und nun mit ihren Familien nach Deutschland gekommen sind? Daß sie keiner „Rassenhetze“ mehr ausgesetzt sind, daß ihnen nicht mehr und nicht weniger Gefahren drohen, als jedem Bürger unseres Staates, das wissen wir. Aber wissen wir auch dies (Thea Baer aus Jerusalem hat es während einer Tagung in Düsseldorf gesagt): „Ein richtiger Kontakt, auch in der Schule zur nichtjüdischen Umwelt ist kaum vorhanden. Während der Schulstunden ist ein äußerlicher Kontakt da. Aber er reicht nicht in das persönliche Leben des einzelnen Kindes hinein. Die Kinder leben isoliert von der christlichen Umwelt.“

Dr. Berthold Simonsohn aus Frankfurt wirft mit knappen Worten ein Schlaglicht auf die Situation der Juden und ihrer Kinder: „Eltern, durch schwere Erlebnisse überernervt und fast zerbrochen. Fehlende Großeltern-Generation. Kinder, die im zwielfichtigen Zustand des Jude-Seins nach der Katastrophe des jüdischen Volkes meist in andern Ländern und Sprachen aufgewachsen sind und erhebliche Probleme haben, zusätzlich zu denen, mit welchen die ganze junge Generation Europas zu kämpfen hat.“

Die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden drückt es so aus: „Sie haben sich perfekt angepaßt, aber sie fühlen sich nicht richtig dazugehörend.“

Der Besitzer eines Kinos in einer Halbmillionenstadt erklärte kürzlich, nachdem er der Presse den amerikanischen Film „Der Getetzte“ vorgeführt hatte, resigniert, wenn er bei der Ankündigung dieses (sehr guten) Filmes nicht verschweige, daß es um das Schicksal

eines deutschen Juden in Israel gehe, werde es eine ausgemachte Pleite. „Andere Städte haben bereits diese Erfahrung gemacht. Das will heute niemand mehr sehen.“ Antisemitismus? Der Kinobesitzer – übrigens ein Halbjude – winkte ab: „Interesslosigkeit, Bequemlichkeit. Wer will sich heute noch erschrecken lassen?“

Ein Erschrecken von wahrscheinlich ungeahntem Ausmaß steht uns in diesem Monat mit dem Beginn des Eichmann-Prozesses bevor. Davor kann sich niemand drücken. Der Bundesjugendring hat während seiner letzten Vollversammlung in Hannover erklärt, der Verlauf des Prozesses solle der politischen Schulungsarbeit in den Jugendverbänden als Material dienen und zugleich eine unüberhörbare Mahnung und Warnung sein.

Aus dem Mund des Juden Dr. Plaut kommt die Bitte: „Man soll die Jugend in der Bundesrepublik nicht mit Vorwürfen belasten. Diese Jugend zeigt einen erfreulichen Hunger nach Wahrheit und Information.“

Und der junge Wanderer zwischen den Welten Israel und Deutschland, Samuel, der keine der Welten ganz versteht, nach jeder aber ein unergründliches Heimweh hat, wiederholt es noch einmal: „Wir werden wieder alle mitleiden müssen.“ Sein Lächeln ist traurig und beinahe weise, als er hinzufügt: „Vielleicht hilft uns das einen Schritt weiter.“

Lilo Weinsheimer

Das Bild des Menschen in der Kunst unseres Jahrhunderts

Zu einer Ausstellung im Hagener Karl-Ernst-Osthaus-Museum



Alexej von Jawlensky „Mädchenkopf mit rotem Turban“



Käthe Kollwitz „Arbeiterfrau mit schlafendem Jungen“

Wenn ein Liebespaar – eine Sopranistin und ein Tenor – sich in der Oper besingt, ist das eine andere Zwiesprache als im Alltag. Und doch enthält das Kunstwerk Oper etwas von der Wirklichkeit, einen Kern Wahrheit.

Die Worte eines Gedichtes oder einer Erzählung, jenes romantisch, diese realistisch, sind nicht die, die wir täglich gebrauchen; ganz zu schweigen von Reimen und Strophen, vom Rhythmus des Gedichtes. So drücken wir uns „in Wirklichkeit“ nicht aus. Ist die Dichtung darum „unwirklich“? Werden nicht gerade im Sprachkunstwerk, im Schauspiel oder in der Novelle, Charaktere, Geschehen, Zeit „verdichtet“, konzentriert? Das Bild, das uns der Dichter von der Welt und vom Menschen gibt, ist wesentlicher als der Alltag, obwohl oder gerade weil man manche Eigenschaften, die man an den „Vorbildern“ erkannt hat, vielleicht vermißt; dafür treten andere um so deutlicher zutage.

Ähnlich verhalten sich Malerei, Graphik und Bildhauerei zur Wirklichkeit. Das Bild des Menschen, vom Maler gemalt, ist kein „Paßfoto“, mag es zu manchen Zeiten dazu wohl auch gedient haben – früher, da die Fotografie noch nicht erfunden war. Maler und Bildhauer haben im Grunde nicht die Aufgabe, einen Abklatsch der Wirklichkeit zu liefern, heute noch weniger denn je; sie deuten Mensch, Tier, Land und Zeit in ihren Werken, auch wenn sie dem Naturalismus noch so gering verbunden sind.

Dies wird uns in der Hagener Ausstellung „Das Bild des Menschen in der Kunst unseres Jahrhunderts“ wieder einmal bewußt.

Anlaß zu dieser Schau ist der 40. Todestag des großen Sohnes der Stadt Hagen, Karl Ernst Osthaus, nach dem das Städtische Museum benannt ist. Osthaus hat Anfang des Jahrhunderts die fortschrittlichen Kräfte europäischer Kultur erkannt; er hat für ihre Ideen gewonnen, hervorragende Werke angekauft

(siehe auch „aufwärts“ 3/1961 „Frühling im Folkwang-Museum in Essen“) und zeitweilig manche Persönlichkeit – Henry van de Velde, Christian Rohlf, Emil Nolde – in diese westfälische Industriestadt geholt.



Erich Heckel „In der Muschelstube“

Abgesehen davon, daß das heutige Bild des Menschen in der Kunst nicht leicht zu bestimmen ist, scheint es uns sinnvoll, daß der Schwerpunkt der Hagener Veranstaltung im ersten Viertel unseres Jahrhunderts liegt, in jener Zeit also, da Osthaus in Hagen gewirkt hat.

Welch verheißungsvolle Besinnung auf den Menschen lesen wir aus den Kunstwerken vor und nach dem ersten Weltkrieg heraus! Zunächst als Reaktion gegen die Nutznießer der wirtschaftlichen Prosperität, die ja nur einem kleinen Prozentsatz der Bevölkerung zugute kam, dann als Kampf gegen die Unmenschlichkeit in den Jahren 1914–1918 und danach. Aufschlußreich, wie Christian Rohlf 1902 seinen „Klingenschmied“ noch etwas unverbindlich darstellt, ein flott gemaltes Pastell, das aber der Intensität seiner späteren Holzschnitte („Rückkehr des verlorenen Sohnes“, 1916 – „Der Gefangene“, 1918) entbehrt.

Die Wandlung der menschlichen wie künstlerischen Haltung, an einem Künstler beobachtet, tritt andernorts als Zeit- und Generationsfrage auf. 1903 malt Ida Gerhardi (1867–1927) das Porträt Karl Ernst Osthaus', gedämpft und zurückhaltend, mild in Form und Farbe. Demgegenüber Ernst Ludwig Kirchners (1880–1938) „Maler Erich Heckel“. Welch verschiedene Welten, obwohl hier wie dort künstlerische Menschen porträtiert wurden! Kirchner „stellt uns seinen Freund vor, mehr: gegenüber, der mit ihm den Kampf aufgenommen hat, den Kampf um eine neue Kunst und um einen neuen, anderen Menschen“, sagte Museumsdirektorin Dr. Hesse in ihrer Eröffnungsansprache.

Die Kunst ist durch die Expressionisten einfacher, aber auch eindringlicher geworden, und sie wird schließlich von Alexej von Jawlensky, dem Russen, der jahrzehntlang in Deutschland gewirkt hat, auf eine noch knappere Formel gebracht. Nur ein paar Linien – mit noch weniger Mitteln scheint es nicht mehr zu

gehen –, und doch sieht uns ein „Mädchenkopf“ an.

Wie reizvoll die Wechselwirkung von Modell und Künstler sein kann, zeigen Oskar Kokoschkas grafische Bildnisse: des berühmten



Xaver Fuhr „Der kranke Bruder“



Ernst Barlach „Singender Mann“



Christian Rohlf's „Flüchtling“

Theatermannes Max Reinhardt und der Schauspielerin Hermine Körner. Diese Blätter beweisen, daß die Modelle vom Zeichner zwar subjektiv gesehen und in dessen typischer Handschrift festgehalten werden, aber auch, daß das Kunstwerk trotzdem viel über die dargestellten Persönlichkeiten aussagt. In dieser Umgebung, neben anderen Ausstellungsstücken, künden sie von der kulturell überaus fruchtbaren Zeit nach dem ersten Weltkrieg, von jenem ruhmreichen Kapitel deutscher Kulturgeschichte, das bald von der Hitlerdiktatur brutal beendet wurde. Daß in den zwanziger Jahren auf deutschen Bühnen großes Theater gespielt wurde, Kunst und industrielle Formgebung neue Impulse vor allem vom Weimarer (später Dessauer) Bauhaus erhalten und daß Musik und Wissenschaften damals schöne Blüten getrieben haben, soll allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß daneben Elend, Armut und Verzweiflung herrschten. Aber gerade jene Dichter, bildende Künstler und Schauspieler waren es, die den Menschen nicht nur durch das Schöne erheben wollten, sondern gleichzeitig die Mißstände anprangerten, das Gewissen aufzurütteln versuchten, indem sie eben ein tatsächliches „Bild vom Menschen“ durch das geschriebene oder gesprochene Wort, in gezeichnet oder modellierter Form festhielten. Das Hagener Museum bewahrt dies „Bild“. Mit äußerst knapp bemessenen städtischen Mitteln und dank der Geschenke des Stifterverbandes des Karl-Ernst-Osthaus-Museums wurde eine Sammlung zusammengetragen, die in periodischen Ausstellungen gezeigt wird oder aber von Interessierten im Depot studiert werden kann.

Von Christian Rohlf's war hier bereits die Rede. In anderer Art und anderer Form behandeln auch Otto Dix und George Grosz die Nachwirkungen des Krieges: Kriegsversehrtenproblem, soziale Mißstände, Korruption; dieser in einer Grafik unter einem vieldeutigen

Titel „Ständchen“, jener in seinem „Streichholzändler“ (1921). Von seiner „Berlin-Reise 1922“ (so heißt eine Litho-Mappe) bringt Max Beckmann erschütternde Erlebnisse aus der Reichshauptstadt mit und hält sie in Schwarz-

Weiß fest, wir nennen „Nacht“ und „Der Bettler“. In diesen Jahren sind auch die eindrucksvollen Blätter der Käthe Kollwitz entstanden; in Hagen sieht man unter anderen „Gefangene, Musik hörend“, „Obdachlose“,

„Arbeiterfrau mit schlafendem Jungen“. Die Welt kommt nicht zur Ruhe, nur in der Kunst wird es stiller. Die künstlerische Dokumentation der düsteren Nazijahre fehlt nicht nur in der Hagener Veranstaltung. Auch die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg spiegelt sich seltener in der Kunst. Oder will unsere Gegenwart das „Bild des Menschen“ nicht mehr? Von dem wenigen hat das Osthaus-Museum einiges erworben: „Flüchtling“, ein Holzschnitt von Gerhard Marcks, und „Trümmerfrauen“, ein Aquarell des Dresdner Joseph Hegenbarth. „Der kranke Bruder“ von Xaver Fuhr bringt uns das Negerproblem ins Bewußtsein.

Leben- und Wirklichkeit bestehen jedoch nicht nur aus „Sorge und Elend“, wie Ernst Barlach eine seiner Lithographien benannt hat. Er selbst hat uns eine Plastik geschenkt, einen jungen Mann darstellend, einfach und unkompliziert. Wir haben vor diesem Bildwerk den Eindruck, als sänge dieser junge Mensch aus vollem Halse: Das Leben ist schön!

Sicher könnte es schön sein, nicht nur für einen Teil der Menschheit, wenn Humanität und Solidarität mehr ins Bewußtsein aller Menschen träten. Die Kunstwerke in Hagen machen vielleicht manchen Besucher, der nur des Kunstgenusses wegen die einstige Villa des Kunstmäzens Osthaus besucht, empfänglich für diese Ideale, die – wie wir sehen – die Künstler vor einer Generation beschäftigt haben, aber heute noch immer nicht verwirklicht sind.

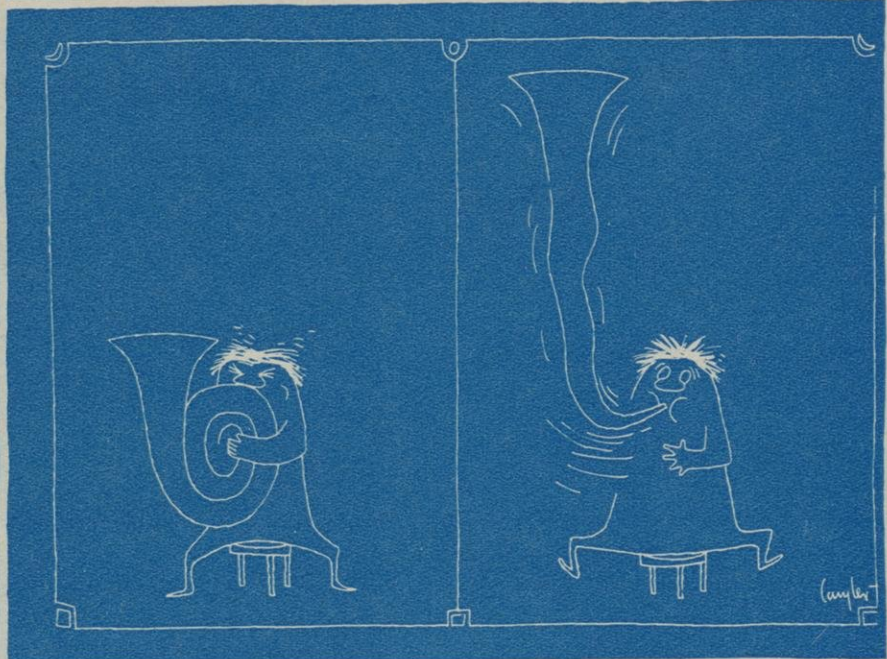
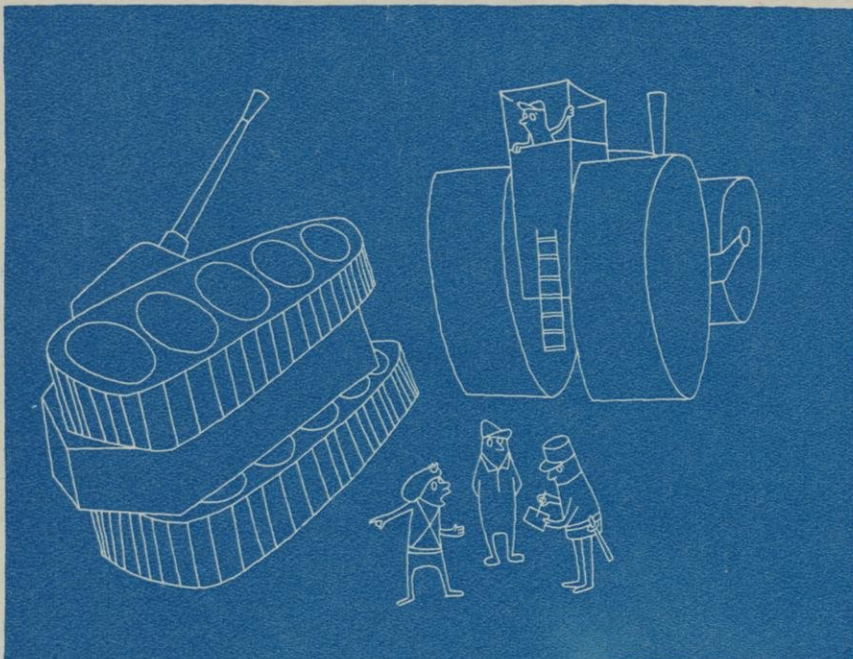
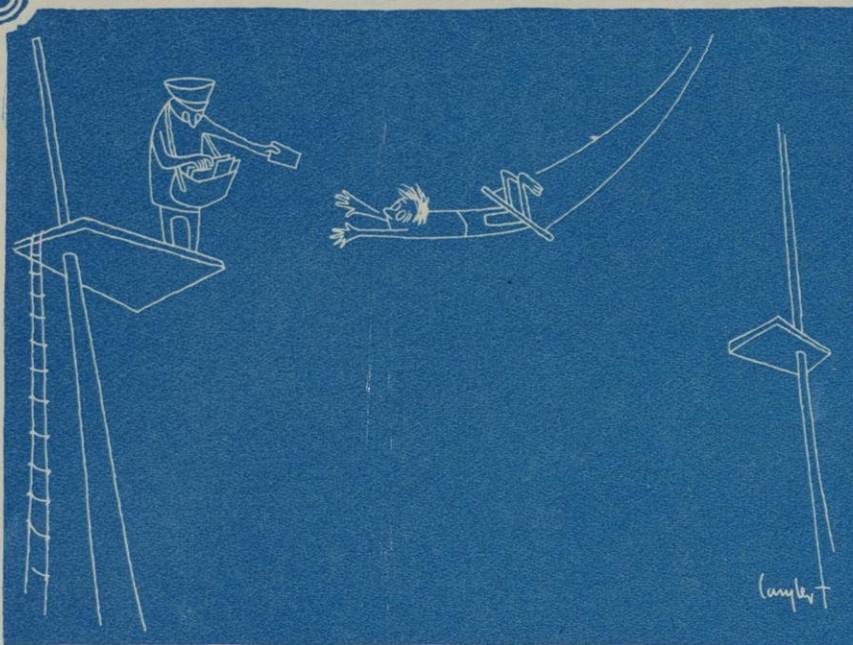


Ida Gerhardi „K. E. Osthaus“



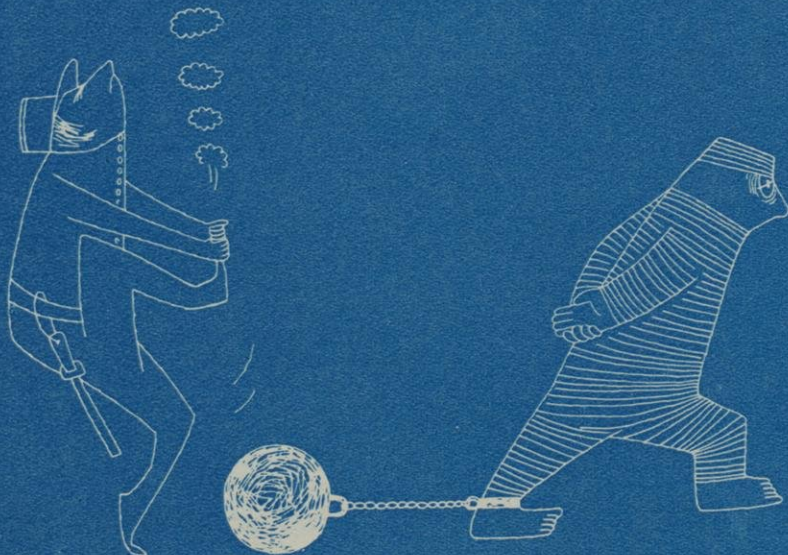
Ewald Mataré „Bildnis meiner Frau“

Günther Ott



- das kommt davon!

meint CANZLER



H



H



H



H



Cunha

